L. O. Germ. 1106 g

Pustkuchen

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Dritter Theil.

Quedlinburg und Leipzig 1822,
bei Gottfried Basse.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Es dämmerte. Die Morgenluft regte sich in den hohen Zweigen und die Pfade wurden kenntlicher. Zwischen den Bäumen durch brannte ein reines Roth vom östlichen Himmelsrande auf gegen die nächtliche Bläue des Westens.

Die beiden Freunde waren bisher still neben einander hingeritten. Sie schienen

Beide gleich sehr das Reden zu fürchten und die Gedanken, die sie beschäftigten, ungern missen zu wollen.

Wilhelmen besonders war, so lange die Dunkelheit ihn umgab, sehr ängstlich zu Muthe gewesen. Er war die erste Strecke des Weges gleichsam bewußtlos und wider Willen fortgezogen worden. Es lag ihm schwer auf dem Herzen, daß er von den Menschen, die ihn am reinsten achteten, am uneigennützigsten liebten, bereits geschieden sey; daß nun Monate, vielleicht Jahre zwischen dem Jetzt und dem Wiedersehen genußlos und quälend, wie ihm schien, sich ausdehnten. Wie? hatte er gedacht, und mußte es denn seyn, daß ich sie verließ? Mußte ich in die Ferne ziehen, auch dann noch, wenn mein eige=

nes Herz mich nicht mehr zu ihr hinaustreibt, wenn es mir deutlich sagt, daß hinter mir sein Glück liege und nicht mehr nach vorn?

Er verlor sich in den trüben Gedanken, ja man dürfte sagen, er wollte sich darin verlieren, er suchte gar nicht, sie zu bannen oder wenigstens zu ordnen. Es gefiel ihm die Stärke seines Gefühles, obwohl sie ihn schmerzte.

„Könnte es wieder so werden, wie es war!" sagte er leise in sich hinein. „Könnte ich gleich jetzt umkehren, auf alles Reisen verzichten, bei ihnen bleiben, mich ankaufen." — Die Phantasie riß ihn fort; er hielt ihre Vorspiegelung einige Augenblicke für ein unvermuthet gefundenes Mittel, um

sich aller Schmerzen zu entledigen. Der Rückweg war so kurz. In der Unruhe des auf heute einfallenden Festes war die kleine Beschämung, die in den ersten Fragen der Zurückgebliebenen liegen mußte, so leicht zu überwinden. Schon ritt er langsamer; schon malte er sich die Auftritte des Wiederfindens in allen Einzelheiten aus. Aber wie alles, was man sich an Gestalten und Bildern aus den Wolken herausgedacht hat, von einem einzigen Windstoß vernichtet wird, der die neblichten Formen zerweht, so verschwanden ihm seine traumähnlichen Gedanken vor der wiederkehrenden hellern Besinnung. „Es ist vorüber!" sagte er schmerzlich; „und ich will es nur gleich recht fest denken, mir recht lebendig vorstellen, daß das alles nun ganz und gar vorüber ist! Herz, sey stille!" sprach er, indem er

die rechte Hand, wie um es zu fassen, darüber legte und seinen starken Schlag fühlte. „Armes Herz," sagte er wehmüthig, „es ist ja doch vergebens, es ist ja doch alles vorüber — ich will, oder wenigstens ich wollte und du mußt nun."

Um seine traurigen Gedanken zu mildern, ohne sie hart von sich zu stoßen, bildete er sie in die Formen des Wohllautes. Folgende Verse blieben noch lange darnach in seinem Gedächtniß:

Einsam durch die Nacht dahin
Treibt's den Jüngling in die Ferne;
Nebel durch den Busen ziehn,
Dämmern bleich die kalten Sterne.
Schlägt sein Herz umsonst zurück,
Kann den eignen Schmerz nicht fassen,
Will das schon verlorne Glück
Immer noch nicht von sich lassen.

Er konnte das Lied nicht vollenden. Denn in ungezählten Wiederholungen schwebten die Vorstellungen dieser wenigen Zeilen ihm vor der Seele. Die rechte Wehmuth kann und mag für ihre Lieder keinen Schlußgedanken haben. Sie will und sie muß sich selber nähren und vernichten, und nur die Zeit, die sich in der Wiederholung, nicht die Gedankenwelt, die sich in einem geordneten Schluß ausspricht, hat einige Hoffnung, sie zu überwinden.

Die wachsende Tagesröthe ermunterte ihn endlich. Als die Sonne über den Himmelsrand hervorblitzte, war es ihm, als ob er erwache. Er athmete tief auf und wendete sich zu seinem Gefährten.

„Guten Morgen!" sagte dieser, indem

er ihm die Hand drückte; „wie steht's?" Die bekannte Freundesstimme that ihm wohl. So hatte er doch noch Einen von den Geliebten bei sich, und dieser Eine, wenn er zurückkehrte, konnte doch unmöglich fremd aufgenommen werden. Das hatte für ihn etwas Tröstliches. In solcher Gesellschaft mußte man doch auch ihn einst wieder freundlich begrüßen, man konnte nicht kalt gegen ihn seyn, wie die Furcht es ihm so ängstlich wahrscheinlich gemacht hatte. Er hielt die Hand des Freundes fest. Die Verbindung mit ihm schien der Faden seyn zu müssen, an welchem er durch das Labyrinth der Ferne zu dem heitern Sonnenscheine der verschwundenen Tage sich zurückzufinden habe.

Es war ihm nun Bedürfniß, seinem

Herzen in Reden Luft zu machen, und der Freund kam ihm darin entgegen. Wilhelm sprach viel. Alle kleinen Begebenheiten der letzten Wochen kamen in dem ernst-lieblichen Gewande der Erinnerungen in seine Seele, wie um Abschied zu nehmen und Lebewohl zu sagen, und er ließ sie alle vor dem Auge des Freundes sichtbar werden. Dieser gab sich gar keine Mühe, ihn davon abzuziehen und alles, was Meister erzählte, war auch von der Art, daß es nicht mißbilligt werden konnte.

Zuletzt aber ging Wilhelm wieder zu seinen Klagen über. „Wenn ich einst kehre," sagte er, „so ist Alles anders! Dann sind es nicht mehr die gewohnten Zimmer, in die ich zum Gruße hinein trete. Die Geräthe sind andere, oder sie haben sich in

eine andere Ordnung finden müssen. Es ist nicht mehr der nämliche Garten, oder er hat doch nicht mehr dieselbe Frühlingsgestalt, nicht dieselben Stauden, Blüthen und Blumen, es wird doch in den Gängen und Gebüschen vieles ein ganz fremdes Aussehen tragen. Im Dorfe wird nicht mehr diese trauliche Fröhlichkeit des Sinnes auf den meisten Gesichtern zu lesen seyn. Sie werden sich unter dem neuen Herrn und seinen ungewohnten Einrichtungen gedrückt fühlen. Wenigstens werden die guten Leute mich nicht mehr so bekannt, so schalkhaft grüßen, wie in den vergangenen Tagen, wenn ich mit dem Baron, mit der Gräfin oder mit Mathilden ihnen begegnete. Ach und vielleicht sind auch diese nicht mehr dieselben; vielleicht mühen sie sich mit fühlbarem ängstlichen Streben, sich

in den alten lieben Umgangston zurückzufinden, und es ist ihnen doch unmöglich. Es sind doch andere Worte, in denen sie reden, es ist ein kälterer Ton, der die Worte trägt, ein unsichrerer Blick, der sie begleitet und erklärt."

„Zum Theil scheint mir Ihre Furcht grundlos," versetzte der Hauptmann. „Die Veränderungen des Leblosen, alles was sich in Haus, Garten und Park fremd ausnehmen mag, werden Ihnen kaum das erste Mal auffallen. Von der Lage der Dorfbewohner erwarte ich das Beste. Ein reines religiöses Leben macht überall glücklich, und die Einwirkung der Gräfin wie des thätigen Predigers wird das Schroffe, Aengstliche und Nachgeahmte großentheils entfernen, das die Plane des Grafen ur-

sprünglich wohl mit den ähnlichen Ideen jedes Laien gemein haben mögen. Er erzählte, daß der Graf ihm den Auftrag gegeben, Menschen aller Classen und Stände, die er für geeignet halten würde, unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu ihm einzuladen. Gerade dadurch hoffe er zu einem wirklich besseren Zustande der ganzen Gegend thätig mitwirken zu können. „Sie werden," fuhr er fort, „diese neuen Ansiedler auf unserer Reise zum Theil selbst kennen lernen. Es wird Ihnen lieb seyn, wenn Sie dieselben einst bei Ihrer Rückkehr als lebendige Erinnerungen an unsre gemeinschaftliche Fahrt wieder finden. Daß der Graf, vielleicht auch der Baron alsdann Ihnen etwas anders erscheinen, ist gewiß nicht gegen Ihren Wunsch. Daß aber die Gräfin gegen Sie die nämliche, warme

Freundin seyn werde, das kann ich verbürgen. Ihr frommes Herz kann den Dank für die Ueberlassung des Kindes nie erledigt halten: nach Jahren wird er noch lebhaft, wie gestern seyn. Der Fromme ist in einer Schule, wo das Gefühl der Verpflichtung durchaus bleibend wird."

„Und Mathilde?" fragte Wilhelm, „warum schweigen Sie von der? Wird Sie dann auch noch früh am Tage in den Garten hinaustreten? wird der Blick der blauen Augen dann noch so arglos vertrauend bis ans Herz gehen? Ach nein, er ist dann gewiß unsicherer, blöder geworden. Gewiß hat eine falsche Vorstellung von jungfräulicher Sprödigkeit sie schüchterner, unfreier gemacht. Sie hat ihr Herz dann vielleicht an einen Andern verloren, und da muß es

wohl anders lauten, wenn sie mich begrüßt, als noch vor einigen Stunden.“

„Mathilde wird freilich ihr äußeres Benehmen gegen Sie dann etwas umformen müssen,“ sagte der Freund, „aber es ist doch nicht noth, daß sie sich deshalb Ihrem Herzen entfremde. Billig können Sie das nicht anders erwarten. Treten Sie doch selbst bald nach Ihrer Rückkehr in eine bleibende Verbindung mit einer Andern.“

Wilhelm erröthete vor sich selber; des Hauptmanns Worte trafen ihn wie Pfeile. Er erinnerte sich nicht, an diesem Morgen seiner Verlobten nur Einmal lebhaft gedacht zu haben. Zugleich gestand er sich, daß der letzte Abschied ihm ungleich schwerer gewor=

den sey, als jeder frühere. Unwillkührlich, aber fast tonlos sagte er: „Natalie!“

Der Hauptmann sah ihm ins Auge, schwieg aber und schien in Gedanken zu versinken.

Zweites Capitel.

Gegen Mittag nahten unsre Freunde sich einer kleinen Landstadt, die sehr anmuthig zwischen zwei bewaldeten Hügeln lag. Von dem Kirchthurme tönten die Glocken in langsamen, dumpfen Klängen herüber.

„Es ist eine Leiche im Ort," sagte der Reitknecht anhaltend, „und es ist eine unglückliche Vorbedeutung, daß wir gerade dazu treffen. Wenn wir nicht so nahe wä-

ren, könnte es besser seyn, daß wir uns seitwärts schlügen. Es läuft noch eine Straße links durch die Wiesen und Dörfer; ich kenne sie recht wohl, denn meine Eltern wohnen dort in der Nähe."

„Reite nur vorwärts!" sagte der Hauptmann.

Der Bursche gehorchte schweigend. Als das Geläute vernehmlicher wurde, hub er an, in melancholischen Tönen ein Lied zu singen, von dem Wilhelm nur die mehrmals wiederkehrenden Worte verstand:

War denn ihr Leben schön,
Daß die Glocken so traurig gehn?

Sie machten ihn auf das Ganze des

Liedes begierig; aber er mochte den Sänger mit keiner Frage stören, um wenigstens die treffende Melodie zu behalten.

Innerhalb der Thore war Alles in Bewegung. Männer und Frauen, Mädchen, Bursche und Kinder standen gruppenweise in ernsten Gesprächen zusammen, oder gingen auch dem Zuge entgegen, der in der Ferne sichtbar wurde. Blasinstrumente vom Kirchthurm begannen eine feierliche Choralmelodie und der bisher stille Zug schloß sich mit Gesange an. Da lös'ten sich Vielen die Thränen aus den Augen.

Unsere Freunde waren abgestiegen und hatten die Pferde dem Reitknecht übergeben, der sie schnell in den ihm bekannten Gasthof brachte.

Der Kirchhof war nahe; unter einigen alten Lindenbäumen harrte das offene Grab, um das sich der stille Zug versammelte. Die Träger setzten ab und entblößten das Haupt. Ein dumpfes Schweigen machte die kleinste Bewegung hörbar. Als sie ihr letztes Geschäft begannen, wurde der Anfang des gesungenen Liedes wiederholt:

Selig sind die Lebensmüden,
Die eingegangen in den Frieden
Und ihre Bürde abgelegt;
Selig die gebrochnen Herzen,
Wenn Gottes Engel aus den Schmerzen
Sie an die Brust des Vaters trägt!
Sie rangen hier so schwer,
Nun bluten sie nicht mehr
Und sind stille.
Sie schlafen ein
Und jede Pein
Flieht vor dem Himmelsboten fort.

Das Grab wurde geschlossen und über

demselben um ein frohes Auferstehen gebetet. Die Gemeinde sammelte sich in der Kirche. Unsere Freunde kehrten mit Wenigen von dem Gottesacker um.

Ein Bürger erzählte ihnen, daß man die Leiche eines jungen Mädchens zur Ruhe bestattet habe, das aus Gram über die Untreue seines Verlobten gestorben sey. Der Mensch treibe sich jetzt in der weiten Welt herum, aber das böse Gewissen werde er wohl überall mit hin nehmen. Denn bloß wegen ihrer Armuth habe er der Braut sein Wort gebrochen.

Vor dem Gasthofe erwartete sie der Reitknecht mit einem roth geweinten Gesichte. Er erzählte schluchzend, daß er das Mädchen recht wohl gekannt und daß man

die Elsbeth wegen ihrer Sittsamkeit allgemein geliebt und geehrt habe. Sie sey nicht aus der Stadt, sondern aus einem ganz nahe liegenden Dorfe. Er bat inständig um die Erlaubniß, zurückreiten zu dürfen, und versprach, noch während der Nacht wieder auf seinem Platze zu seyn. Es kam heraus, daß er ein Mädchen zurückgelassen und bei dem schnellen Aufbruch vom Schlosse keine Zeit gefunden hatte, ihr seine Treue nochmals bündig zu versichern. Bei der traurigen Geschichte war es ihm auf's Herz gefallen, daß sie auch vielleicht an ihm irre werden, aus Gram erkranken und sterben könne. Es war ihm, als ob er schon die schwarz bekleideten Bekannten über ihrem Grabe singen und die Todtenglocke dabei läuten hörte. Der Wirth trat dazu, der ebenfalls dem Geleite zur Gruft gefolgt

war. Ein großer, ernst-einfacher Mann, dessen Mienen noch eine gewisse, jetzt selten gewordene, sichere Zufriedenheit aussprachen. Er erbot sich sogleich, dem Burschen eines seiner eigenen Pferde zu leihen, wenn er es zu schonen gelobe. Man verschob die weitere Reise bis zum dritten Tage; denn auch beiden Freunden lag daran, vor der größeren Entfernung erst sichere Nachrichten über die in Verwirrung zurückgelassene Familie zu erhalten.

Sie warfen noch schnell einige herzliche Grüße an die Verschiedenen auf's Papier. Wilhelm zauderte, indem er an Mathilden schreiben wollte. Was, und in welcher Näherung oder in welchem Abstande sollte er zu ihr reden? Zuletzt glaubte er, sein ängstliches Räthsel ziemlich gut gelös't zu

haben, indem er von seinem eigenen Herzen schwieg und nur die so eben erlebten Auftritte mit einigen eingeflochtenen Betrachtungen erzählte. Er kam ins Weitläuftige, bis er bemerkte, daß Richard vor Ungeduld zitternd an seiner Seite stand. Da überwand er sich, grüßte die Andern nur beiläufig und schloß, indem er sich als ewig treuen Bruder unterzeichnete. Der Bursche eilte in den Sattel zu kommen. Erst als er aufsaß, wurde er ruhiger, versprach alles auf's beste zu verrichten und dem Herrn Romanus insbesondere, sein Pferd mit aller Sorgfalt in Obacht und Pflege zu nehmen.

Mehrere Bürger aus dem Oertchen kamen zu Tische. Die Tochter des Wirthes, ein sinniges Mädchen, deren Gesicht die

Züge des Vaters in weiblichen, jugendlichen Formen wiederholte, kehrte aus der Kirche zurück. Auch trafen noch zwei Fremde ein, deren einer sich Herr von Ottwalt, der andere Professor Heidenstein nannte. Die Tagesbegebenheit wurde umständlich erzählt. Darnach mußte die Tochter dem Vater über die Predigt Auskunft geben. Die Bürger fanden sich von ihrem einfachen Berichte sehr erbaut und äußerten einige treffende Bemerkungen. Der Wirth urtheilte, daß man ungleich weniger Treubrüchigkeit unter den Menschen finden möchte, wenn die Kinder nicht so jung confirmirt würden. Denn jetzt fingen die Meisten damit an, ihren allerersten Eid zu vergessen und zu brechen, und die Treulosigkeit gegen Gott mache jeder andern Bahn.

Im Fortgange des Gespräches äußerte Coucy: „Jeder Mensch von rechtem Sinne macht sein Herz zu der Gesetztafel, die er sich selber durch Gelübde mit Geboten beschreibt. Die Zeiten, wo ein Gelübde in der Brust empfangen wird, sind nicht willkührlich herbeizuführen: wir stehen da unter einem höheren, aber guten Einfluß. Und es ist eine heilige Stunde, ein hohes Fest unsers Lebens, wenn wir nun klar erkennen, was in uns arbeitete und zum Bestehen rang, und besonnen, aber begeistert in unser eigenes Herz das Gebot einschreiben, indem wir das Gelübde deutlich in uns aussprechen. Wie sie bei jedem Einzelnen heißen, das vermag Keiner vorzuschreiben, Niemand zu sagen, wie viel ihrer seyn müssen. Der eine hat ihrer mehr, der andre weniger. Wo aber nicht Leichtsinn oder

Willkühr nachäffte, wo das, was der Mensch sich zum Gesetz der Ewigkeit macht, wirklich im Innern von einem heiligen Wesen empfangen und einem geheiligten geboren wurde: da ist äußere Anerkennung bei aller Schein-Verschiedenheit, innere Freiheit bei dem unverbrüchlichsten Gehorsam. Und das ist nach meinem Glauben die ächte, einfach-große Treue, die von der reinen Ehre wie vom Umkreise der Mittelpunkt, wie von einer Glorie der Verklärte umgeben wird."

Der Professor meinte, es bleibe doch aber möglich, daß uns solche Gelübde verleidet würden.

„Wo sie rechter Art sind, wohl nicht," versetzte Coucy. „Die Treue hat nicht allein

Würde, sie fühlt dieselbe auch. Das wahre Ehrgefühl kann nichts anders seyn, als die Klarheit, mit der sich ein Mensch seines Gelübdes und seiner Treue bewußt ist."

Der neuere Mißverstand des Wortes Ehre veranlaßte hier manche Bemerkung. Einige wollten die Verwirrung und Herabwürdigung des Begriffs den Fürsten, andre den Beamten, noch andere dem Militair zur Last legen. Der Hauptmann war geneigt, sie dem Charakter des ganzen Zeitalters beizumessen, das sich von allen Gelübden in seiner Schwäche gern entbinden möchte.

„In der deutschen Vorzeit," sagte er, „war jeder freie Stand, der bürgerliche und geistliche sowohl wie der ritterliche, an feste

Gelübde gehalten. So hatte jeder mit der Treue seine Würde, mit der Würde seine Ehre. Im ganzen Umfange des Vaterlandes war kein freier Mann zu finden, den nicht, gleichviel, ob bei den ersten Rittersporen, oder bei der Einkleidung, oder beim Eintritt in eine Zunft heilig geachtete Gelübde erwartet hätten. Und mit diesen, die bestimmt gefaßt und erst bei reifern Jahren vorgelegt wurden, bekam das Leben sein Gepräge, die Freiheit ihr Gesetz. Nur den Unfreien band kein Gelübde; ihn zügelte der äußere Zwang, wie den Freien die selbst anerkannte innere Regel. Jetzt giebt es wohl noch Rangunterschiede; aber die Weisheit der alten Zeiten, wo deutsches Wort und deutsche Treue so hoch geachtet wurden, hat man so gänzlich vergessen, daß kaum noch Jemand begreift, wie gerade das

innere Gesetz, das selbst übernommene Gelübde die Bürgschaft der Freiheit sey. Im Mißverständniß der Zügellosigkeit sucht man sich aller Gelübde als eines Zwanges zu entledigen, der äußerlichen des Standes sowohl wie der innern für das persönliche Leben, und gerade dadurch verlieren Stände und Menschen immer mehr ihren Charakter und statt der wahren, die Treue begleitenden Ehre haben wir nur noch die kahle, verschrumpfte äußere, um deren Fetzen sich Macht und Reichthum zanken."

„Nur das weibliche Geschlecht," sagte Wilhelm, „hat noch wohl solche von der Sitte aufgelegte Gelübde." Er meinte die der reinen Jungfräulichkeit und der ehelichen Unbescholtenheit. — „Leider," versetzte sein Freund, „dringt die alle schönen Lebensfor-

men zerstörende Zügellosigkeit auch schon in die Familien. Sie wissen, wie die deutsche Poesie daran arbeitet, um auch die von Ihnen gemeinten Gelübde zu beseitigen. Der Anfang ist, daß man den Werth derselben verdächtig mache, daß man ihre Bedenklichkeiten hervorhebe, ihre traurigen Folgen bei einem mattherzigen, lüsternen Sinne beredt als Anklage benutze. Wenn dann die Leidenschaft gewonnen und der deutsche Widerwille gegen Treulosigkeit und Liederlichkeit gebrochen ist, dann gilt es nur noch die gleißende Lüge, die das Unwürdige als das Schönere hervorzuheben sucht, und der Deutsche opfert den letzten, theuersten Rest seines hohen, freien, edlen Volkslebens dem Modegeschmack der falschen Bildung."

„Ihre Urtheile," bemerkte Ottwalt,

„möchten aber auch vielleicht der wahren Bildung entgegen stehen. Wenigstens sind die Werke des ersten deutschen Dichters, Göthe's, Ihren Foderungen gar nicht entsprechend."

„Göthen eben," sagte der Hauptmann, „beschuldige ich mehr als alle Andere, daß er das eigentlich deutsche Wesen verkennt, daß er nur Repräsentant der schlechten, formlosen, zügellosen neuern Zeit, nicht aber des deutschen ursprünglichen Sinnes sey. Was Treue sey, das hat er nie begriffen; selbst sein Götz bricht das ritterliche Wort, und alle seine Helden haben weder äußerlich noch innerlich etwas, das sie mit germanischer Treue heilig fest hielten. Wer von ihnen gesagt hat, daß irgend einer von allen Charakter habe, der hat zu-

verlässig selbst keinen; denn er verwechselt die kenntliche Abzeichnung eines haltlosen Gemüthes mit seinem innern, festen Kern. Und nicht bloß den Personen, nein es fehlt auch allen Ständen in seinen Schriften an der durch das Gelübde bezeichneten Grundform. Nur das treu- und ehrlose Zwitterleben, das die Ungebundenheit führt, versteht er mit lebendigen Farben zu malen; das ist der Reiz, der seine ersten Werke, den Götz und Werther, wie seine letzten, seine Schauspiele wie seine Lieder, seine Biographie wie seine Romane dem Kitzel der Entarteten so wunderbar macht. In dem einzigen Werke, wo er sich davon enthält, in der Iphigenie, sind doch sein König, sein Held, sein Freund, seine Priesterin, sein Diener dem Stande wie der Zeit nach so rein charakterlos, daß ich nicht

wüßte, was uns im Lesen stören sollte, wenn wir mit den bloß außerwesentlichen Veränderungen alle Personen umtauften und die Scene in die neueste Zeit, etwa nach Weimar, setzten. Nicht zufrieden aber, in dieser Charakterlosigkeit die neudeutsche Untreue zu repräsentiren, ist er es auch vornämlich, der das alte deutsche Familienheiligthum mit seinen Gelübden zu profaniren sucht. Fast alle seine Werke sind darauf angelegt, den Werth der Jungfräulichkeit und der Ehe seinen Lesern zweifelhaft zu machen. Wo er nur kann, sucht er die Unmöglichkeit, den ehelichen Schwur zu halten, die Gefahren eines ewigen Gelübdes, die Unbequemlichkeiten der Gebundenheit auf's beredteste und von immer andern Seiten darzustellen. Und dagegen hat er keine Personen fleißiger bearbeitet, keine

mehr zu empfehlen gesucht, als eben die Mädchen, die das innere Gelübde der vollsten Jungfräulichkeit, und die Frauen, die das Heiligthum der Ehe nicht kennen. Gerade die Ottilien sind es, die er kanonisirt, gerade die Klärchen, welche die Glorie umgiebt, gerade die Bajaderen, welche der Gott zu sich emporhebt."

Wir haben uns hier, wie öfter, die Freiheit genommen, des Hauptmanns Gedanken ohne Bemerkung der unterbrechenden Zwischenreden mitzutheilen. — „Sind nicht die Bücher, welche Dir der Stadtschreiber geliehen hat, von Göthe?" fragte der Wirth seine Tochter. Sie antwortete bejahend, und nannte ihre Namen. „Du sollst sie nicht lesen," sagte der Vater; „ich habe sie angesehen und für's erste in mei-

nen Schrank verschlossen. Wenn er kommt, kannst Du sie ihm wieder geben."

Er erzählte nun seinen Gästen, daß er in den Abendstunden erst alle Bücher selbst lese, ehe er sie seiner Tochter zugestehe. Und nun folgte aus seinem Munde eine solche Kritik der vom Stadtschreiber geliehenen Bände, wie wir sie hier mitzutheilen Anstand nehmen. Das Volk kritisirt nicht nach der Philosophie, sondern nach dem Glauben; es billigt nicht nach der vorwärts schweifenden Lust, sondern nach der rückwärts blickenden Erfahrung; es empfindet nicht mit einem faulenden Herzen, sondern mit einem gesunden. Und es nennt alles mit so geraden, kernigen Namen, ohne sich auf die feinen Unterschiede des kultivirten Jesuitismus einzulassen, wie sein Luther.

Aber sein Urtheil ist auch freilich nach gegenwärtiger Lage der Kunst unpoetisch; denn es verlangt, daß die Poesie zu seinen Grundsätzen herüberkommen, das heißt national werden soll, ohne Lust zu haben, seine Grundsätze verlassend sich zu der ausländisch geformten Poesie hinüber zu bemühen.

„Ueberhaupt, Kind," schloß er seine Rezension gegen die Tochter gewendet, „sag dem Stadtschreiber nur, daß er seine Bücher behalte, und sorge Du, daß Du einst ein braves Weib werdest und Deinem Mann das Leben leicht machest. Singe, spiele, lies meinetwegen so viel Du willst; liebe Gott, Deinen Vater, Deinen Mann, Deine Kinder von ganzem Herzen. Nur die Gottesfurcht und Zucht sollst Du mir nicht ver=

gessen. Was bei Liebeleien herauskommt, haben wir noch heute gesehen. Gott habe sie selig, es war sonst ein braves Mädchen."

Er stand auf und ging hinaus. Die Tischgenossen erhoben sich ebenfalls, indem sie Aennchens beschämte Wangen gutmüthig belächelten. Die Einheimischen entfernten sich.

„Der Vater ist sehr strenge," sagte sie blöde zu Wilhelm; „ich bekomme wenig zu lesen. Gegen die meisten Bücher hat er Einwendungen."

Er tröstete die Kleine und versprach, ihr aus der Nähe solche Bücher zu besorgen, gegen welche der Vater gewiß nichts

einzuwenden haben würde. Es war seine Absicht, Mathilden zu bitten, daß sie eine passende Auswahl treffen und sich des mit glücklichen Anlagen ausgestatteten Mädchens annehmen möchte. Das führte er auch aus, und der Verkehr Mathildens mit der gelehrigen Schülerin währte so lange schriftlich, bis die größere Nähe ihn überflüssig machte.

Drittes Capitel.

Der Stadtschreiber kam herein; ein kleiner Mann, etwas über die Universitätsjahre hinaus, mit einer spitzen Nase und grünlichen Augen. Er trug eine lange Pfeife mit Troddeln und grüßte die Tochter vom Hause sehr zutraulich. Seine erste Frage war, wie ihr die geliehenen Bücher gefallen. Sie erzählte, was die übrigen Anwesenden schon wußten, und brachte dadurch den kleinen Mann in einen übel verhehlten Aerger.

„So ist es gegenwärtig in den kleinen Städten!“ wandte er sich gegen die Gesellschaft. „Man verlangt nach der Bildung der höheren Stände, und doch sind die Leute nicht von den Vorurtheilen, die sie daran hindern, abzubringen.“

„Vorhin,“ sagte Ottwalt lachend, „haben wir aus des Wirthes Munde eine Beurtheilung Götheſcher Werke gehört, wie sie mir so ergötzlich noch nicht vorgekommen ist. Vollkommen wie ein paar Alltagsgeschichten wurden die Plane und Entwicklungen der Stücke kritisirt.“

„Das ist's eben!“ versetzte der Stadtschreiber. „Als heute das Mädchen begraben wurde, da weinte, was vielleicht seit Jahren nicht geweint hatte. Wenn aber

ein Werther, eine Ottilie stirbt, wenn eine Margarethe oder Klärchen jammert, da sind die Leute wie Stöcke. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen einer Ottilie und einer Elsbeth sey, das läßt sich ihnen durch kein mögliches Mittel begreiflich machen. Ich bin fest überzeugt, wenn jene mit dem Baron Eduard hier oder in einer andern kleinen deutschen Stadt gelebt hätte, sie wäre nicht über die Straßen gegangen, ohne daß die ehrbaren Bürgerfamilien ihr als einer Ehestörerin nachgeflucht hätten. Und statt sie heilig zu sprechen, hätte man ihr, als einer Selbstmörderin, kaum einen Platz in der Ecke des Kirchhofs gegönnt. Auf dem Lande ist es überall noch schlimmer. Was liebt, das soll auch heirathen, und was geheirathet hat, das soll für alle andern Reize so blind seyn, wie sie selber."

„Unser Volk,“ sagte Ottwalt, „kennt das Poetische gar nicht mehr. Es hatte einst, wie Schlegel richtig bemerkt, eine eigene Literatur an seinen Volksbüchern und Volksliedern. Da ist noch Freiheit, südliche Wärme und offene Natur. Aber gegenwärtig steht es gerade in dem Gegenschein der Poesie, und ich wollte wetten, daß von allen Exemplaren des Wunderhorns auch nicht ein einziges unter das Volk gekommen ist.“

Der Professor äußerte den Wunsch, daß der Stadtschreiber seine Ansichten mit denen des Hauptmanns messen möge, der sich stark auf die Seite des Wirthes zu neigen scheine.

Coucy war nicht gegenwärtig. „Mit

Leuten," sagte der Stadtschreiber hinfahrend, „welche die altfränkische Pedanterie der Sitten in Schutz nehmen, ist überall schwer anzubinden."

„Erinnern Sie sich," bemerkte Wilhelm, „daß das Altfränkische, welches sie tadeln, dem wahren Sinn nach eben nichts andres ist, als das Romantische, welches Sie loben."

Der Stadtschreiber wurde verwirrt und erhitzt. Der Professor und Ottwalt gaben Meisters Bemerkung Beifall. Indeß waren sie doch der Meinung, daß eine größere Freiheit in den Grundsätzen sinnlicher Liebe, der Dichtkunst wie dem Sinne für dieselbe, überhaupt der poetischen Ausbildung des Lebens zuträglicher sey, als die strenge Re-

gelmäßigkeit. Wilhelm dagegen erklärte, daß ihm die ächte altfränkische oder altdeutsche Strenge ungleich schöner und poetischer erscheine, als ihre neufränkische oder deutschgroßstädtische Zügellosigkeit und er suchte den Beweis zu führen, daß er dabei die größesten Dichter aller Völker und Zeiten auf seiner Seite gehabt habe.

Zuerst vertheidigte er mit Glück, daß die altfränkische oder altdeutsche Sitte keineswegs jene Unzucht begünstigt habe, die man in einigen Volksliedern, kaum aber in irgend einem Volksbuche finde. Ganz im Gegentheil scheine zu keiner Zeit ein strengeres Gesetz der Liebe, eine höhere Vorstellung von Liebestreue geherrscht zu haben, als in dem berühmten ritterlichen Mittelalter. Der deutsche Stamm habe diese

Zucht also nicht erst im Protestantismus billigen lernen; er habe sie nicht einmal durch die christliche Religion sich angeeignet, sondern schon zu einer Zeit gehabt, wo diese seinen Gränzen noch ganz ferne war. Fouqué habe das richtiger bemerkt, als Tieck, Schlegel, Novalis und ihre Nachfolger. Das Volk mit seinen strengen Anfoderungen und Urtheilen ruhe also auf dem seit der ältesten Zeit eigenthümlichen Grunde, und es sey keine neuere Verbildung, es sey reines Nationalurtheil, wenn es jetzt Göthe hinter Schiller, wie früher Gleim hinter Gellert zurückweise.

„Mag unser Volk seit Anfang her unpoetisch gesinnt gewesen seyn," sagte der Stadtschreiber, „die Kunst ist von Süden her eingewandert. Sie gleicht dem Obste,

das im Norden nicht eigentlich einheimisch ist und darum am besten von der südlichen Heimath her immer wieder veredelt wird. Nicht im deutschen Eichenwalde, jenseit der Pyrenäen und Alpen wurde die Poesie jung."

„Es steht schlimm um die Geltung einer Kunst," sagte Wilhelm, „die weder aus dem allgemein menschlichen Wesen nothwendig hervorwächst, noch auch der nordischen Sitte sich anfügen kann. Die Nationalität Ihrer Ansicht haben Sie schon aufgegeben; lassen Sie uns denn die italienische und spanische Kunst näher in ihren größesten Meistern ansehen. Voraus rechne ich darauf, daß wir die komische Poesie eines Ariost oder Gozzi ausschließen, weil sie schon durch ihre Darstellung die Zügel-

losigkeit mißbilligt, welche sie schildert. Aber haben Dante, Petrark, Tasso, Guarini, Metastasio, haben Cervantes, Lope de Vega und Calderon, oder welchen berühmten ernsten Dichter Italiens und Spaniens sie etwa noch nennen möchten, jene Zügellosigkeit in der Liebe für so poetisch gehalten, wie Göthe? Ist ihre Poesie hier nicht eine ganz und durchaus andere? Sucht irgend einer die Ideen von jungfräulicher und weiblicher Zucht und der Treue in der Liebe nur von weitem so durch den hervorgehobenen Gegensatz zu verdunkeln, durch geflissentliche Schilderungen zu verdächtigen, als der Deutsche? Nein, sie theilen den Glauben unsers Klopstock, Schiller, Richter und Fouqué, daß die Regel, die Zucht, die Treue in der Liebe schöner, idealer, der Darstellung des Künstlers würdiger sey,

als ihr Gegentheil.“ — „Göthe muß gar nicht als christlicher Dichter gewürdigt werden,“ sagte Ottwalt, „man hat ihn mit Recht einen neuern Griechen genannt.“

„Meinetwegen mag er’s seyn,“ entgegnete Wilhelm; „ich streite nicht wider ihn, sondern die von ihm getheilte, durch ihn verbreitete Behandlung der Liebe in der Poesie. Geben Sie zu, daß dieselbe nicht bloß dem deutschen Nationalurtheil, sondern auch dem Geist unsrer Religion widerstreite: so werden Sie schwerlich mehr durchführen können, daß sie für unsre Kunst die passendere sey.“

„Indeß irren Sie sich,“ sagte der Professor gegen Ottwalt und den Stadtschreiber gewendet, „wenn Sie gerade in diesem

Punkte Göthen durch die Griechen unterstützen wollen." Er nahm jetzt Meisters Parthei und setzte dessen Beweisführung in einer Literatur fort, die unserm Freunde noch mehrentheils fremd war. Indem er den Aristophanes als Komiker ausschied, nannte er den Aeschylus, Sophokles, Euripides, Pindar und die bessern Stücke der Anthologie, als die Repräsentanten der eigentlichen Kunstblüthe Griechenlands. „Alle," sagte er, „ehren die Zucht und Treue gleich den von Herrn Meister genannten neuern Dichtern und beweisen damit, daß wohl das Leben, aber nicht die Poesie jener Zeit die Ungebundenheit in der Liebe begünstigt habe."

„Aber im Homer," sagte Ottwalt, „findet sich doch etwas, das für unsre

anfängliche Behauptung zu sprechen scheint." — „Er gehört eigentlich nicht in die Blüthenzeit der griechischen Kunst," bemerkte der Professor. „Sieht man aber von einzelnen komischen Parthien und naiven Ausdrücken weg, um auf den Hauptinhalt der beiden homerischen Werke zu achten, so sind gerade diese Zeugnisse für Herrn Meister und wider uns. Ganz Griechenland erhob sich, um die Entheiligung der Ehe zu rächen! das lehrt die Ilias. Und Penelope's beinahe phantastische Treue, die nicht etwa endlich gebrochen, sondern von den Göttern geschützt und belohnt wird, ist der Gesang der Odyssee."

„Es ist doch spaßhaft," sagte Ottwalt lachend, „daß wir etwas aus der Geschichte beweisen wollten, das näher betrachtet, gar

keinen geschichtlichen Grund hat. Denn jetzt fällt es mir selber bei, daß auch Ossian, Spencer, Shakspeare, Milton unter den Engländern, Racine und Corneille unter den Franzosen, ja sogar Kalidas unter den Indiern und die Verfasser der Schirin in Persien unsere Ansichten durchaus nicht getheilt haben."

„Geschichtlichen Grund hat die freiere Ansicht von der Liebe allerdings," versetzte der Professor. „Es sind nur nicht die Griechen, es sind die Römer, Horaz, Ovid, Properz, Catull, Petron und selbst Tibull, welche sie vorzugsweise aufnahmen. Wenn Schlegel die Idee vom einzigen Rom für die eigenthümlich bezeichnende der römischen Dichtkunst hält, so ist also wohl die Idee der Liebe in ihrer ungebundneren Ge-

stalt mit noch mehr Fug daneben zu nennen."

„Was ein entartetes, nie rein künstlerisch gebildetes Volk im Gegensatz gegen alle andern Völker in's Reich der Poesie einschwärzte," sagte Wilhelm, „das sollte man doch billig mit Mißtrauen ansehn. Wie ein fauler Körper in einer ihm feindlichen Natur, so ist diese Sinnlichkeit zuweilen in spätern Zeiten wieder aufgegohren, aber die neueste Kunst hat sie erst von neuem recht breit und empfehlend hervorgehoben. Rousseau mit seiner Heloise scheint dazu den Anstoß gegeben zu haben, Wieland war einer seiner ersten Nachfolger; doch zeigt er wenigstens noch eine ironische Mißbilligung. Göthe aber hat es übernommen, die Sache der römischen Liebe gegen die deutsche, der

Herzensschwäche gegen die Treue als ein geschickter Anwald zu vertheidigen. Und hier wenigstens hat er sich nicht von der Zeit fortführen lassen, sondern entschieden auf ihre neuere Kunst eingewirkt. Er leitet hier die Opposition, welche diese gegen das Urtheil des Volkes behauptet."

„Bei dem bedeutenden Range," sagte der Professor, „den die Liebe in der neueren Poesie behauptet, so daß von ihr wie von einem Favoriten beinahe die ganze Lage des Reiches abhängt, sollte man sich also wohl sehr bestimmt wider Göthen erklären müssen, wenn die deutsche Kunst nicht zu der römischen gewiesen und von jeder andern geschieden werden soll."

„Sie drücken sich, wie mir scheint,

sehr treffend aus," entgegnete Meister. „Es kommt auch mir vor, als ob die Geschlechtsliebe ihren Rang in unsrer Poesie mehr als ein Günstling, denn als nach Verdienst und Recht erhalten habe. Bei uns ist alles von ihr abhängig geworden; ohne sie kein Drama, kein Roman, kein idyllisches oder ritterliches Epos, kaum eine kleine Novelle. Ich möchte wohl, daß man ihren Einfluß wieder minderte. Je größer er aber fürerst noch ist, desto mehr muß man wenigstens sorgen, daß er nicht in sich verderblich werde, daß er die Freundschaft, Selbstständigkeit, Treue, Männlichkeit und alles, was die Verhältnisse der Liebe zu adeln vermag, nicht nach Laune proscribire. Und darum ist es auch meine Ueberzeugung worden, daß Jeder, dem deutsche Kunst noch werth ist, der götheschen Poesie beharrlicher

Feind seyn müsse.“ — Der Stadtschreiber wollte sich noch nicht geben und rüstete sich, gegen alle aus der Kunstgeschichte der Völker abgezogenen Beweise aufzustehen. Da es ihm an allgemeinen Sentenzen, die seit Anfang des Jahrhunderts in Journalen und Rezensionswerken cirkuliren, nicht fehlen konnte, so griff er sogleich wieder eine auf. „Wahrheit und Natur,“ rief er, „das ist der Quell, aus dem die Göthesche Poesie hervorgeflossen, und sie wird so lange mit dem Volksgeschmack ringen, bis das durch willkührlich aufgebürdeten Sittenzwang verschrobene deutsche Volk wenigstens in seinen edelsten Gliedern und mit seiner Poesie zur Wahrheit und Natur zurückkehrt!“

Wilhelm machte ihm aber begreiflich, daß seine Behauptung ohne Sinn sey, wenn

man nicht zwischen einer Natur, welche sich schön äußere und einer, welche wider das reine Gefühl verstoße, unterscheide. Natürlich sey beides, das was das Volksurtheil, wie das was die moderne Kunst vorziehe; schön aber nur das erstere, wie das Vorbild fast aller großen Dichter aller Völker zeige.

Der Stadtschreiber blieb nicht lange mehr da. „Er scheint der Heidenapostel der Kunst hier im Oertchen zu seyn," bemerkten die Fremden und erzählten scherzend, wie sie auf ihrer Reise fast in jeder kleinen Stadt, in jedem Flecken einen jungen Mann gefunden hätten, der die neueren Kunstansichten zunächst den vornehmern Bürger- und Beamten-Töchtern mitzutheilen bemüht sey. Da Erfahrung sie gelehrt

habe, daß sie durch diese poetischen Seelenhirten, die so regelmäßig als die Pfarrer vertheilt seyen, am leichtesten in angenehme Verbindungen kämen, so suchten sie dieselben gern auf. Den Namen Heidenapostel hätten sie ihnen aber darum gegeben, weil fast Alle über den verstockten, ungläubigen Sinn des Volkes bittere Klagen führten.

Viertes Capitel.

Man sammelte sich Abends um das Clavier. Ottwalt spielte den Gesang unsers Schiller vom Ritter Toggenburg. Der Adel der reinen Treue bei der hoffnungslosen Liebe ist nirgendwo schöner hervorgehoben, als in der Einfachheit dieses Liedes. Jeder fühlte sich durch die Begebenheiten und Gespräche des Tages in der Leichtig-

keit, mitzuempfinden, Niemand aber mehr als unser Freund Wilhelm.

Ottwalt meinte, es sey doch einige Aehnlichkeit der Personen mit dem Baron Eduard und der Ottilie zu bemerken. Beide Männer trügen eine Liebe zu Wesen, die ihnen nur eine geschwisterliche Neigung erwidern könnten; Beide zögen in den Kampf, ohne ihr Herz zu überwinden; Beide stürben der verschwundenen Hoffnung nach.

„Die Vergleichung ist weder unpassend noch unbillig," versetzte Coucy. „Das Lied vom Toggenburg giebt, wie eine Stimmgabel, den reinen Ton an, welchen die entsagende Liebe fodert und daneben hört auch das ungeübtere Ohr schärfer, wie weit die in den Wahlverwandtschaften gegriffenen

Töne verstimmt und unrein sind.“ — „Der sophistische Seneka hat hier einmal Recht,“ rief der Professor. „Die Götter selber freuen sich über die Größe des Menschen, der als ein Held leidet.“

Wilhelm war noch in Gedanken. Auch er hatte den reinen Ton der Stimmgabel gehört, im Resonanzboden seiner Brust hallte er lange nach, und die unreinen Töne der Laute, mit welcher Bürger das menschliche Herz vergleicht, wurden ihm scharf bemerklich. Es war nicht das moralische, es war das oft noch feinere ästhetische Gewissen, welches in ihm ansprach. Es war die Schönheit, die er in Toggenburgs hoffnungsloser, wie anspruchloser Treue fühlte, welche sein eigenes Herz überwand. — Auch die Tochter vom Hause sollte einen Beitrag

zur Unterhaltung liefern. Sie schlug verlegen ihr Notenbuch auf und blätterte lange, um nichts Unpassendes zu wählen. Den König von Thule mochte der Vater nicht hören; er meinte nach seiner Weise, ein Mensch, der jederzeit gerade beim Essen anfange zu weinen, sey eben so verkehrt, als ein Fürst, der die Städte seines Reiches erst beim Schluß seines Regimentes, statt gleich zu Anfang zähle, und wenn ja seltsamer Weise seine Frau ihm gar kein anderes Andenken hinterlassen habe, als gerade auf dem Todesbette ein Weinglas, so hätte er Unrecht gethan, es dem Kinde nicht zu gönnen. Die Tochter unterbrach den Fortgang seiner Bemerkungen; sie hatte endlich ein Lied gefunden: es war Marianne von Gleim. Die Romanze, eine der allerersten unsrer neuern deutschen Poesie,

aber noch immer nicht veraltet, erzählt auch von einer ungetreuen Marianne und dem Schmerze des treuen Liebhabers um sie. Das Mädchen trug den Gesang mit natürlichem, reinen Gefühle vor. Wilhelm fuhr wie aus tiefen Träumen auf, als der Name Marianne in sein Ohr klang. In der ersten Verwirrung glaubte er seine eigene Jugendgeschichte etwas eingekleidet aus dem Liede wieder zu hören. Es schien ihm ganz seine Marianne; es war dieselbe einst geliebte Ungetreue, die ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, in welches sie selbst hinabgegangen war. Wie drang der einfache, rührende Ausdruck der Worte und Töne an sein Herz! Wie bewegte es ihn, daß er gerade jetzt, wo er auf glückliche Liebe beinahe verzichtete, daran erinnert wurde, wie er einst geliebt hatte!

Er entfernte sich mit einer leichten Entschuldigung wegen des beinahe vierzigstündigen Wachens. Denn er konnte seine Bewegung nicht unterdrücken, seine Gefühle nicht beschwichtigen; das Zusammentreffen von Poesie und Leben griff zu stark in seine Brust. Er verlangte ein Licht und ging im Dunkeln voraus nach seinem Zimmer. Auf einem großen Vorsaale stellte er sich an ein geöffnetes Fenster und sah hinauf gegen die Sterne und hinaus nach Nordwesten, dahin, wo er noch in der letzten Nacht gewesen war.

Aennchen kam ihm nach, um das Licht zu bringen. Seine Bewegung war ihr nicht entgangen. Sie fragte theilnehmend nach seinem Befinden; denn sie fürchtete, es möchte ihm ein Uebel zugestoßen seyn.

Er dankte dem guten Kinde und kam bald mit ihr in ein freundschaftlich ernstes Gespräch.

Sie erzählte manches von ihrem Vater und der verstorbenen Mutter, das ihm die Tochter eben sowohl liebenswürdiger machte, als beide Eltern. Bei dieser Gelegenheit erwähnte sie eines Malers Ludolf mit einer Art, die einen starken Antheil des Herzens vermuthen ließ. Er hatte, da er als Fremder vorgekehrt, ihrer kranken Mutter als ein Sohn gewartet, sich Wochen lang verzögert und sie noch nach dem Tode für die Familie gemalt. „Denn die Mutter war sehr schön,“ setzte sie hinzu, „und für uns besonders.“ Jetzt hielt sich der junge Mann in einer Entfernung von dreißig Meilen auf, was ihr unermeß-

lich vorkam. — „Werden Sie nie eine Marianne, liebes Kind," sagte Wilhelm aus seinen Gedanken heraus. Sie schwieg. „Der Stadtschreiber gefällt mir nicht," erläuterte er. „Mir gewiß auch nicht," sagte Aennchen.

„Sehen Sie," hub sie an und deutete auf den nicht sehr entfernten Gottesacker. Er blickte hin. Einige Leute schienen mit einer Laterne einen weißen Leichenstein unter den Linden zu beleuchten.

„Das ist der Elsbeth Grabstein," sagte Aennchen, „der heute Abend gesetzt worden ist. Man hat mir gesagt, es sey eine Rose darauf eingehauen, mit den Worten darunter: So war sie." — „Wehe dem, der die Rose geknickt hat, und wohl ihr selber,"

sagte Wilhelm. Er versprach, wegen der armen Elsbeth Tod ein Lied zum Claviere zu machen; denn es reizte ihn der Versuch, ob die unglückliche Treue in niedrigen Verhältnissen wirklich so untauglich zur dichterischen Darstellung sey, wie der Stadtschreiber behauptet hatte. Sie dankte ihm vorläufig und erinnerte ihn nochmals an sein Versprechen, ihr Bücher zu besorgen. „Ist das Fräulein Ihre Schwester?" fragte sie.

„Nein," sagte Wilhelm, „aber sie nennt sich so und ich habe sie lieb, wie ein Bruder; meine Verlobte aber ist eine Andere. Sie halten es doch nicht für unmöglich, Aennchen, daß ein edles, gutes Mädchen einen jungen Mann als Schwester liebe?"

„Es steht ja im Liede vom Ritter Tog-

genburg," versetzte sie. Als Wilhelm darauf in Gedanken versank, fügte sie entschuldigend bei: „aber ich halte Sie nur von der Ihnen so nöthigen Ruhe zurück; möchten Sie sich morgen wieder recht munter fühlen."

„Es steht ja im Liede vom Ritter Toggenburg," sagte Wilhelm sinnend, als sie hinausgegangen war und er zu seiner Schlafstube ging. „Da steht's freilich gleich zu Anfang, ob aber auch das Ganze bis zum Ende hin paßt?" Der Gesang kam ihm wie ein Räthsel vor, das auf sein eigenes Leben deute.

Ermüdung ließ ihn bald einschlafen. Aber seine Gedankenbilder schlüpften in seine Träume zu ihm hinüber. Er sah den Rit-

ter Toggenburg zum heiligen Grabe ziehen; ihm war, als ob er zurückbleibend demselben nachblicke, bis sich die Gestalt in einem Walde verlor. Jetzt wandte er sich um, und sah zwei Frauen sich zur Seite stehen, die ebenfalls dem Kreuzfahrer nachgeblickt hatten. Es waren Natalie und Mathilde. Eine davon war Toggenburgs Geliebte, er wußte aber nicht welche. Jetzt kam es ihm in den Sinn, dem Ritter nachzuziehen, und er kniete nieder, um, wie dieser, Abschied nehmend, ewige Treue zu schwören. Er schwor, und wußte nicht, welcher? Er hörte die Antwort, die ihm treue Schwesterliebe zusagte und konnte doch nicht sagen, ob Natalie, ob Mathilde die Worte gesprochen. Es klang wie Nataliens Stimme, aber Mathilde hatte die Lippen bewegt. Er suchte in den Augen zu lesen, welche ihn

eigentlich mit warmer Liebe anblicke; aber sie umarmten sich und ein Glanz, wie ein Lichtflor, wob sich um ihre nahen Häupter und verhinderte alle Unterscheidung. Da war ihm, als ob er ohnmächtig werde, und in diesem Zustande hörte er die Glocken läuten. Er sah nichts mehr, aber er vernahm ein Geräusch, wie von vielen, durch einander redenden Menschen. Deutlich hörte er daraus die Worte:

war denn sein Leben schön,
daß die Glocken so traurig gehn?

und als ob er durch die fest verschlossenen Augen sehen könne, bemerkte er jetzt einen Andern, der an einem Leichensteine lehnte und auf die Rose deutend antwortete: so war es.

Hier wurde er wach. Ihm dünkte,

als höre er noch im Aufwachen den letzten Glockenton. Seine Repetiruhr sagte ihm, daß es so eben Mitternacht gewesen. Unbehaglich suchte er sich aller Gedanken zu entschlagen, aber vergeblich. Die Lebhaftigkeit des Traumes hatte ihn vollkommen ermuntert. Die Gestalten des Ritters, Nataliens und Mathildens wollten nicht verschwinden. In der tiefen Dämmerung der Sommernacht glaubte er sie auch im Wachen noch vor sich zu sehen.

Er sprang verwirrt von dem heißen Lager auf und wusch, um sich zu kühlen, Hände und Gesicht in dem bereit stehenden Becken. Aber die Glut war in ihm. Je mehr er sich ermunterte, um desto besser begriff er, was der Traum ihm verrathen hatte, die vollkommene Theilung seines Her-

zens, die Unmöglichkeit, sich mit der an dem ritterlichen Vorbilde bewunderten Treue nur einer von den zwei Traumgestalten zu eigen zu schwören. Je begeisterter er den Adel in eines Toggenburg Liebe empfunden, je ungetheilter er derselben seine ganze Billigung gegeben, je herzlicher er sich ein ähnliches, würdiges Benehmen vorgesetzt hatte: um desto tiefer kränkte ihn nun der offene Blick in sein eigenes Gemüth, desto lebhafter wurde seine Furcht, durch frühere Charakterlosigkeit sich jede Selbstzufriedenheit unmöglich gemacht zu haben. Thränen des Unmuths kamen ihm in die Augen, wie es ihm immer deutlicher wurde, daß er zwischen einer Treue gegen das ausgesprochene verlobende Wort und einer Treue gegen die Stimme der Liebe in seinem Herzen nur allein die bittere Wahl habe, und daß jener

eben so sehr das Glück, als dieser die Billigung fehle. Nur in den früheren Jahren, nur in seinem Verhältniß zu Mariannen hatte er reine Treue im Herzen gehabt. Was auch die alte Barbara ihm vorwerfen, wie er auch seine Leidenschaft gegen das leichtsinnige, nie zu entschuldigende Mädchen jetzt selbst mißbilligen mochte: die Stimme des Vorwurfes schwieg.

Spät erst fand er den Schlaf wieder. Lassen wir ihn ruhen! Unmuthig glühend, wie er daliegt, den nervigen Arm zuckend unter dem braunlockigen Haupte, ist er doch schon glücklicher zu preisen, als in dem wachen Schlafe seiner früheren Tage. Denn ohne Schmerzen wird die Kraft von der Schwäche nie geboren.

Fünftes Capitel.

Der höhere unter den beiden Hügeln, welche das Städtchen zwischen sich einschlossen, gehörte dem Herrn Romanus zu eigen. Auf seiner obern Fläche war das Gehölz an mehrern Orten gelichtet, der höchste Punkt für ein geräumiges Sommerhaus benutzt und mancherlei Anlagen, Gänge und Lauben um dasselbe her angebracht. Nach der Seite des Städtchens zu sah man in bebaute Obstgärten und Fruchtfelder hinab,

welche die rothen, hellen Häuser nahe umgaben. Rechts zog sich ein stilles Seitenthal zwischen die Waldung hinein, wo ein Dörfchen im Umfang grüner Wiesen lag. Es war der armen Elsbeth Heimath. Wie heimlich, wie beschränkt erschien sie neben der weiten Aussicht gegen die linke Seite, wo der Schauplatz von Wilhelms wechselreichem Leben sich hinter dem Duft der Ferne und ihren blauen Bergen ausbreitete.

Unsere Gesellschaft brachte den größesten Theil des Tages auf der freien Anhöhe zu. Der Hauptmann hatte von den einzelnen Büchern, die er mit sich führte, den Cid nach Herders Bearbeitung beigesteckt. Man las in Zwischenzeiten zuerst die aus dem Spanischen übersetzten Romanzen, darnach auch die Lebensbeschreibung des Hel=

den von Johannes Müller. „Wir haben gestern,“ sagte Coucy, „so manches über die Treue in der Liebe besprochen, daß wir uns selbst überredet haben könnten, es sey eben nur in der Liebe eine solche Treue an ihrem Platze. Da wird denn das Lesen dieses Buches, eines der vortrefflichsten, welche es giebt, uns gerade zur rechten Zeit aufmerksam machen. Auch der Cid ist ein Held der Treue, aber in einem andern, vielleicht höhern Sinne. Sein Gelübde, im innersten Herzen geschworen, ist nicht allein das der Liebe; es ist das der ganzen Ritterlichkeit. Wenn es eigentlich die Treue ist, was dem Gemüthe innern Werth und äußere Anerkennung, Charakter und Ehre giebt, so ist der Cid unter den weltlichen Helden der christlichen Zeit ohne Zweifel einer der erhabensten und bewun=

dernswürdigsten." — Niemand war nach diesen Vorbemerkungen gespannter auf den Inhalt des Buches, als Wilhelm. Und es währte auch nicht lange, so fesselte der edle Compeador seine ganze Seele. Es war ihm unbegreiflich, wie die Sage in einzelnen Gesängen einen solchen Charakter habe unverwirrt zeichnen können. Keinem überließ er das Buch, das er als Vorleser zuerst in die Hände genommen, und mit der begeistertsten Theilnahme faßte er jeden neu hervorleuchtenden Zug des herrlichen Bildes sogleich auf, um ihn seiner Vorstellung anzufügen. Darum, als er an's Ende kam, wo die trauernde Babieca von ihrem sterbenden Herrn scheidet, konnte er auch die stumme Trauer des getreuen Thieres mitfühlen. Ja ihm war, als höre er die guten, alten Fahnen in dem Augenblicke des

Todes rauschen, als bei dem Lesen der Stelle sich ein Luftzug über ihm in den Zweigen rührte. Es schien ihm nicht mehr wunderbar, daß um einen solchen Helden auch das Seelenlose klage.

Die historische Abhandlung in Müllers rauhem, aber viel ausdrückenden Style überließ er dem Professor vorzulesen. Auch sie war ihm eine werthe Zugabe, weil sein Held dadurch im Gebiet der Wirklichkeit festen Fuß faßte.

„Finden Sie jetzt nicht auch," fragte Coucy einige Zeit nach dem Schluß des Buches unsern Freund, „daß des großen Cid ganzes Leben durch eine einzige innere Treue zusammengehalten ist?" — „Es dünkt mir das die Eigenthümlichkeit jedes

großen Menschen zu seyn," versetzte er. „Aber lassen Sie mich von der vortrefflichen Erscheinung so lange schweigen, bis sie noch mehr, ja wäre es möglich, ganz in mein Inneres übergegangen ist."

„Sie zeichneten heut Morgen den Cid unter den weltlichen und christlichen Helden aus," bemerkte der Professor. „Wollen Sie uns nicht erklären, warum Sie diese Beschränkungen beifügten?"

„Nicht eigentlich als Beschränkungen, sondern als Gegensatz," war die Antwort. „Der Cid verdient es nach meinem Gefühle, daß man ihn den edelsten Helden des Plutarch, einem Epaminondas und Camillus gegenüber stelle." — „Freilich," sagte der Professor, „eine solche Reihe, wie Plutarch

aus Griechenland und Rom, möchten wir aus keinen zwei christlichen Reichen zusammen finden. Frieß hat wohl Recht, wenn er die christliche Sittenlehre einem nervenschwachen Mädchen vergleicht, das sich durch das Stahlbad des Stoizismus stärken müsse. Gerade das Christenthum scheint dem Heldencharakter nicht günstig."

„Keine Religion mehr als die unsere," behauptete Coucy; „denn keine giebt der Treue einen so hohen, allumfassenden Sinn und Werth. Das Christenthum ist ganz und durchaus auf die höchste Idee der Liebe und der Treue gegründet. Gottes Treue und die Treubrüchigkeit des menschlichen Geschlechtes sind seine Voraussetzungen; ein Bund ist sein Wesen; ein Gelübde ewiger Treue seine Pforte. Und Niemand ver-

mag seine Ideen vom Göttlichen und Rechten und der Treue gegen dasselbe so hoch, so heldenmüthig, oder so dichterisch hinauf zu läutern, daß er mit seinem innerlichen Glauben in dem reinen christlichen nicht noch immer vollen Raum fände. Wenn irgend ein Charakter ersonnen werden könnte, dessen Liebe, dessen Treue alles andere überböte, vor dem des Epaminondas, des Camillus, des Cid und aller andern Helden Treue gegen das Volk oder das Göttliche unscheinbar verschwinden müßten, so hätte man doch nur das Bild seines Stifters. Seine Liebe ist die Welt, sein Gelübde ihre Rettung, und in der ganzen Reihe seiner uns bekannten Lebensauftritte ist auch nicht eine einzige kleine Stelle, wo er von seiner Treue, die zugleich Gott und der Welt galt, die also Alles umfaßte, abließ."

Ottwalt bedauerte, daß es so schwer halte, dem christlichen Glauben eine poetische Seite abzugewinnen. Aus wahrer Noth müsse sich die Dichtkunst an die altgriechische oder altgermanische Mythologie, an den Aberglauben oder mindestens an den Katholicismus anschließen.

„Bei weiterm Nachdenken," versetzte Coucy, „werden Sie es selbst als Wahrheit erkennen, daß ohne einen starken und ich setze hinzu, klaren Glaubensgrund noch nie ein Mensch durch innere Treue groß, nie ein Leben schön, nie ein Dichter volksthümlich gewesen sey. Aberglaube, Mythologie und phantastischer Mystizismus können hier nur Flittern anheften, über das Wesen vermögen sie nichts; denn jener ist unfrei, die letztern beiden sind erheuchelt.

Freiheit wie Wahrheit ist nur da, wo wirklicher Glaube ist. Dieser Glaube muß dem Herzen die Gelübde einzeichnen; er muß die Treue schaffen, die den ganzen innern Menschen zusammenhält; er muß die Seele großartig denken lehren. Denn derselbe Unterschied, wie zwischen dem bürgerlichen Leben in ausgedehnten und bedeutenden Verhältnissen und dem auf einem vereinzelten Dorfe, findet sich in einer höhern, den Geist wie die Poesie noch mehr interessirenden Sphäre zwischen dem Leben des Glaubens und dem des Unglaubens. Der Glaube führt uns in das wahrhaft große Leben, in die ganz eigentlich große Welt ein. Er läßt uns Himmel und Erde, Gegenwart und Zukunft, Aeußeres und Inneres überblicken. Und gerade das bedarf der Mensch zur Größe, zur edlen Treue, zur

Kraft und zur Resignation." — Der Professor meinte, daß diese scheinbar einleuchtenden Wahrheiten von dem Anblick des wirklichen Lebens nicht gerechtfertigt würden.

„Ich behaupte nicht," sagte Coucy, „daß der Glaube in jeder unreinen Form, in jedem nur oberflächlichen Maße die innere Größe schaffen müsse, sondern, daß nur allein reiner und inniger Glaube, nie Aberglaube, nie Heuchelei und Frömmelei, nie Ceremonienspiel und Gedächtnißkram, nie endlich der Unglaube sie schaffen könne. Von dieser Glaubensreinheit hatten Epaminondas, Timoleon und andre Heiden mehr als Friedrich der Zweite von Preußen und Sophokles mehr als Göthe." — Bei der Unmöglichkeit, diesen Streitpunkt in einem

kurzen Gespräche in's Klare zu bringen, suchte man an ihm vorbeizukommen und setzte die Untersuchung auf ein späteres Zusammentreffen aus, das man als wahrscheinlich annahm.

Die beiden neuen Bekannten waren aus einer ansehnlichen Universitätsstadt, in der unsre Freunde sich später einige Zeit zu verweilen und wohin auch jene mit dem Herbste zurückzukehren gedachten. Das Selbstgefällige abgerechnet, das beide Männer mit den meisten Einwohnern größerer Städte gemein hatten, konnte man sich ihnen nicht wohl abgeneigt fühlen. Sowohl der kleine, gedrungene Professor, als der schlanke, im Muskelbau etwas weichliche Ottwalt hatten jene Geschmeidigkeit des Umgangs, die immer der angenehmste

Ersatz bleibt, wo der edel-einfache Ernst fehlt. Man ist bei solchen Personen gern, weil sie ohne viel zu geben, wenigstens vor allen Collisionen sicher lassen.

Da Ottwalt erzählte, daß er ebenfalls ein ausübender Freund der Poesie sey, der schon lange sich im Lyrischen versucht habe und nun an eine größere Arbeit zu gehen wünsche, so bot Meister ihm einen Wettstreit an. Beide, war sein Plan, wollten ein und denselben Helden zum Gegenstand eines Drama nehmen und auf ihre Arbeit allen Fleiß verwenden, der ihnen möglich sey.

Ottwalt nahm das Erbieten an, und man begab sich an die Auswahl des historischen Hauptcharakters. Coucy wünschte,

daß man das Gebiet des Volks und des Glaubens nicht verlassen möchte. Aber es ließ sich nicht vermeiden, weil sowohl Ottwalt als Meister eingestanden, daß ihnen der christlich-religiöse wie der volksthümlich deutsche Geist noch nicht hinreichend verständlich geworden sey. Nach einigem Suchen und Vergleichen wurde darauf Camillus von beiden Theilen entschieden gewählt. Und weil die Geschichte kein tragisches Ende berichtet, traf man die Uebereinkunft, daß die Errettung Roms in beiden Darstellungen den Schluß machen solle.

Als man Abends in den Gasthof zurückkehrte, war so eben auch der Reitknecht wieder eingetroffen und brachte für beide Freunde Briefe. Auf dem Schlosse versicherte er Alles in Ruhe gefunden zu ha-

ben; nur die Baronesse habe krank und verstimmt ausgesehen und wolle, wie er gehört, in die Bäder gehen. Von seinem Mädchen erzählte er, daß sie bei seiner Ankunft weinend zu Hause gesessen; er sey aber noch eben zeitig genug gekommen, um sie zum Fest auf die Wiesen zu führen und einigemale mit ihr rund zu tanzen. Sie habe sich darauf ganz zufrieden gegeben und ihm noch zuletzt die besten Wünsche für seine Reise nachgerufen. Der gute Bursche war jetzt in seinem Gewissen ganz erleichtert. Er eilte mit den abgefoderten Antworten fertig zu werden, um nur sogleich nach den Pferden sehen zu können.

Wilhelm nahm die empfangenen Briefe und auch den Eid mit auf sein Zimmer. Zögernd öffnete er zuerst die Blätter der

Gräfin und des Barons. Sie enthielten die Versicherung der wärmsten Freundschaft in der Jedem eigenthümlichen Weise, und einzelne Klagen, daß ihnen das Fest wegen Entbehrung der Freunde so genußlos vorübergegangen. Der Baron betheuerte, keinen Ersatz finden zu können; die Gräfin beruhigte sich und ihren Freund mit liebenswürdiger Innigkeit durch das Zurückgehen auf einen kindlichen Glauben.

Mit klopfendem Herzen wagte er's, am letzten auch Mathildens Schreiben zu eröffnen. Ihr Gemüth erschien darin, wie ein mit leichtem Flor überhangener reiner Spiegel, den man schon unverhüllt gesehen hat. Er giebt sich durch die hervorschimmernden lichten Blitze zu erkennen und man weiß doch zugleich, daß er noch schöner ist, als

er sich zeigt. Etwas Auffallendes stand in keiner Zeile; aber Reinheit und anspruchslose Hochachtung hauchten daraus, wie aus einer Rose der Duft hervor. Man siehet ihn nicht und doch verräth er auch dem Blinden die Rose. In der Unterschrift nannte sie sich seine von Herzen treue Schwester.

Er wurde an den gestrigen Abend erinnert. „Komm, edler Campeador!" sagte er, indem er den Cid zur Hand nahm und die lieben Briefe an seinem Herzen barg.

Noch einmal begleitete er den Helden aus seines Vaters Hause, durch alle Wechsel, alle Leiden, alle Verkennungen und Verklärungen seines Lebens bis zu seiner gefeierten Grabstätte im Kloster zu San-

Pedro de Cordonna. — Und es war nach dem Lesen, als ob der Riesengeist an seinem Lager stånde und alle Unruhe seiner Brust beschwöre.

Sechstes Capitel.

In den Mittagsstunden eines der nächsten Tage saß Wilhelm allein an dem schattigen Ufer eines mäßigen Landsee's. Der Reitknecht weidete die Pferde unter den Bäumen. Coucy war am Ufer hinausgegangen. Man wollte bis zur Abendkühle hier verziehen.

Die Einsamkeit und die Stille schienen seinen Sinn beruhigen zu wollen, der

wie von zwei streitenden Elementen bewegt, seit einigen Tagen der Ruhe ganz entbehrte. Denn wir müssen es wiederholen, ohne Schmerzen wird die Kraft von der Schwäche nicht geboren, und der Geist des edlen Cid stand nicht immer vor seiner Seele. Er fühlte lebhaft genug die Würde, die in einer festen, einfachen Treue gegen das einmal ausgesprochene Wort der Verlobung, in einem Entsagen auf die lebhaftesten Wünsche des Herzens liege und er war aufgeregt genug, um das Selbstgefühl einer solchen Würde zu begehren. Aber wenn er sah, welcher Preis dafür von ihm gefodert wurde, so wurde er bedenklich und traurig.

Eine solche Stimmung überschlich ihn eben jetzt. Seine Gedanken verloren sich in die Vergangenheit. Er dachte mit In-

nigkeit an die zurückgelassenen Geliebten. Und je mehr er sich den lockenden Vorstellungen hingab, desto mehr lös'te sich sein Wesen auf in weiches Gefühl. Bald war ihm, als ob Felix Stimme aus dem fernen Gehölz tönte, als ob Mathilde und die Gräfin den spielenden Knaben riefen, um ihn zum Vater zu führen. Mit der Absicht, sich zu täuschen, suchte er sich's zu denken, daß sie aus dem Dickicht hervorträten, daß er schon zwischen das Laub durch den Schimmer ihrer Kleider sähe. Wie seine Sehnsucht wuchs, kam es ihm vor, als ob die ganze Natur sie mit ihm theilte, als ob das Lispeln der kleinen Wellen am Ufer, als ob das Säuseln der Luft in den hohen Kronen, als ob der Ton jedes rufenden Vogels nur eine dunkle, schmerzliche Sehnsucht ausspräche.

Als die Hand der Wirklichkeit ihn endlich berührte und erweckte und das Gefühl einer unaussprechlichen Einsamkeit ihn erfüllte, da schien es ihm doch noch immer, als wenn sein Herz Recht habe. Er zeichnete folgendes in seine Schreibtafel ein:

Suchen nach Herzen,
Schmachten nach ihrem Umfangen,
Wonne der Schmerzen!
Himmel im hoffenden, heißen Verlangen!

Nur auf der Sehnsucht Spur
Findet der Mensch sein Glück;
Süßbanges Sehnen nur
Klingt jeder Laut in der Natur
Mitfühlend zurück.

Wie er glaubte, mußte Jeder den Sinn dieser Zeilen verstehen und billigen; denn er verstand ja ein jedes Wort, er hatte ja nur einfach ausgesprochen, was er

mit so voller Ueberzeugung fühlte. Sehnen und Finden, das schienen ihm die beiden Pole, um welche sich die schöne Gefühlswelt, der Abend- und Morgenstern der Poesie bewegte.

Da sein Freund zu ihm zurückkam, theilte er ihm sowohl das kleine Lied, als die erläuternde Geschichte seiner Empfindungen mit. Er bemühte sich zu beweisen, daß die schönsten Erzeugnisse des dichterischen Sinnes aus den heiligen Flammen der Sehnsucht hervorgegangen seyen.

Coucy hörte ihm lange mit Theilnahme zu. „Wer mag es läugnen,“ sagte er endlich, „daß die Sehnsucht bei all ihren Schmerzen doch ein Kind des Himmels sey? Sie ist es besonders, die der Jugend-

zeit des Lebens ihren eigenthümlichen Reiz giebt, die das Alter der Jungfrau und des Jünglings zu einem holden Räthsel macht, in dessen Lösung wir uns gern mit verlieren. Ein Gemüth, wie das Ihrige, so lebhaft empfindend, so leicht aufgeregt, so dichterisch in seiner Anlage, muß auf der Spur der mächtigen Sehnsucht lange sein Glück gesucht haben. Und ich bin mit Ihnen darüber einverstanden, daß es für den Jüngling nur da zu finden sey, nie seitwärts von dieser Spur ab in den gemeinen Genüssen der Sinnlichkeit."

Wilhelm äußerte seine Freude über diese Beistimmung. „Ich war in den verflossenen Tagen in mir sehr unruhig," sagte er, „und erst jetzt erkenne ich die Ursache davon in dem falschen Wege, den ich ein=

geschlagen. Indem ich die großen Helden der Treue, besonders den Cid bewunderte, verkannte ich meine Natur und wollte jenen nachringen, statt diese in ihrer Eigenthümlichkeit auszubilden. Treue ist der Kern jener großen Menschen, welche in die Poesie objektiv, als Berechtigte hineintreten. Sehnsucht ist das Wesen des Dichters. Jenes ist die geistige Männlichkeit, dieses die zartere Weiblichkeit. Vom Dichter kann man nicht fodern, daß er das Große selber leiste; es ist genug, wenn er es mit Sehnsucht umfaßt; er muß den Charakter der Jugend bis an sein Ende behaupten und wenn alle andern Stände den ihrigen in der Treue finden, so hat ihn der Dichter und überhaupt der Künstler in der Fortdauer dessen, was bei den übrigen verschwindet. Darum ist er unter den übrigen Menschen der ewige

Jüngling, darum wirkt die Kunst verjüngend auch auf die Andern."

„Es hält schwer," sagte Coucy, „den Irrthum Ihrer Behauptungen zu bestreiten, wegen der Beimischung von Wahrheiten, die nicht angegriffen werden können."

„Ich sehe indeß nicht, was in meiner Ansicht irrig wäre," versetzte Wilhelm. „Sie ist auch kaum meine eigene zu nennen, so vielfach hat man sie schon ausgesprochen."

„Es ist freilich ein Irrthum der ganzen Zeit," entgegnete Coucy, „oder wenigstens der ganzen, zu Göthe's Vorbilde sich haltenden Kunstschule, daß der Dichter, welcher das ganze Leben spiegeln soll, doch nur in einer von seinen beiden Hauptformen

einseitig befangen bleiben soll. Die beiden Hauptformen des Lebens sind, um Ihre Worte zu gebrauchen, Sehnsucht und Treue. Jene ist der Charakter der Jugend, diese der spätern Zeit; der Punkt, wo sich beide berühren, ist das Finden. Das Herz sucht Liebe in des Jünglings oder der Jungfrau Brust; es findet und nun kann nicht mehr Sehnsucht, nun muß statt ihrer Treue seine Gefühle bestimmen und adeln. Der Geist sucht Wahrheit in der Jugend; was er aber gefunden, das soll ihm zum festen Grundsatze werden, auf dem er treu beruht. Der Thätigkeitstrieb sucht sich eine Sphäre, er wählt und darauf soll er, wie aus ihrem Mittelpunkte heraus, treu ihrem Charakter wirken. Darum eben steht zwischen Sehnsucht und Treue, bei dem Finden und der Wahl das

Gelübde. Der weise Sinn deutscher Vorzeit hat es überall in die Mitte gestellt und früher noch, als die Stimme und Sitte des Volkes, stellte es schon das Herz dahin. Was kann daraus Ersprießliches hervorgehen, wenn man dem Dichter diese Doppelform des Lebens absprechen will? Wenn er die Sehnsucht aus eigenem Gefühl, aus innerer Erfahrung, das Wesen der Treue aber nur aus äußerer Wahrnehmung kennt, wird er die gerechte Mitte behaupten? wird er nicht die ihm eigenthümliche Einseitigkeit unbillig begünstigen? wird es ihm nicht, wie Ihnen bei Ihrem kleinen Liedchen widerfahren, daß er nur in der Sehnsucht das Glück und das Schöne findet und der Treue darüber vergisset? Auf Schönheit aber hat nicht allein die Jugendzeit Anspruch, sondern das ganze menschliche Leben

und es ist nicht nöthig, einen Charakter in die Jugendform des Suchens und Sehnens zurückzuzerren, um ihn poetisch zu machen. Der Dichter, welcher Sehnsucht und Treue aus dem eigenen Herzen heraus begreift, wird alle Lebensalter, alle Stände und Verhältnisse mit gleicher Leichtigkeit künstlerisch darstellen und die Treue eben so zu verklären wissen, als das Sehnen."

„Ich habe behauptet," setzte der Hauptmann nach einigen Zwischenreden hinzu, „daß Göthe und seine Bewunderer jenen Irrthum mit Ihnen theilen, welcher für das Wesen des Dichters eine höchst nachtheilige Einseitigkeit fodert. Göthe ist Repräsentant und Vorbild der Uebrigen. Wenige Dichter haben die Sehnsucht stärker auszusprechen gewußt, als er. Einzelne

seiner lyrischen Gedichte sind dadurch von bleibendem Werthe; ja sein Werther ist, als Sammlung lyrischer Fragmente betrachtet, die Darstellung der Sehnsucht in einem Grade von Ueberspannung, der auf ein mattes Zeitalter, wie Rousseau's Heloise in Frankreich, wirken mußte. Aber er hat die Sehnsucht, nicht allein in sich, sondern auch in den Personen seiner Werke, auf alle Zeiten des Lebens ausgedehnt. Er hat der Treue ihr Reich genommen und dem spätern Alter des Lebens seinen eigenthümlichen Reiz ausgezogen, um es mit dem mißständigen Gewande der Sehnsucht zu bekleiden. Hätte er sich auf Schilderungen der Jugend beschränkt, so ließe sich ihm wenigstens nicht vorwerfen, daß er die größere Hälfte des Lebens in ihrem poetischen Charakter ganz verzeichnet habe. Zum

Ueberfluß aber hat er in seinem Tasso das zu dieser schielenden Auffassung des Lebens passende Bild des Dichters auch außer sich hingestellt. Tasso war ein Dichter, der nicht bloß die Sehnsucht, der auch eine edle Treue kannte, ein Mann voll Religiosität und Muth, der wohl als Vorbild eines ganzen Dichters geltend gemacht werden konnte. Statt dessen finden wir einen kräftigen und hellen Geist so wunderlich vorgestellt, als ob einige Abschnitte aus Dichtung und Wahrheit Bruchstücke seiner Biographie wären, und das Ganze lieset sich als ein Gelegenheitsstück, dessen Schauplatz sich das unbefangene Gefühl eher in Weimar als in Italien denkt."

„Aber," sagte Wilhelm, von seinen eigenen Verhältnissen beunruhigt, „es giebt

doch Fälle, wo das Gelübde nicht so mit dem Finden zusammentrifft, wie Sie vorhin es voraussetzten und wie es das leicht überredete Herz anfänglich selbst glaubt. Erinnern Sie sich, wie Romanus vor einigen Tagen es beklagte, daß wir das Gelübde des Glaubens zu frühe ablegten. Ich finde seine Klage gegründet; denn das Gelübde übereilt hier das Suchen und Finden. Kann es aber bei der Liebe, bei der Wahl eines Standes nicht eben so seyn? Und wenn wir auch hier übereilt gelobten, sollen wir da auch halten? Und ist es denn noch etwas Reizendes oder Schönes, wenn wir einen Mann in Verhältnissen gebunden sehen, die ihn unglücklich machen?"

„Die Schwäche, die sich durch die Treue unglücklich fühlt," entgegnete Coucy,

ist es freilich nicht, was uns reizen kann. Ihr wird man nicht erst abgeneigt, wenn sie die Schranken durchbricht; denn sie ist überall verächtlich. Aber was unsre verwahrlosete Poesie nicht begreift, darüber ist unser Volk in seinen edelsten Stimmgebern schon längst einig, daß die bloße Glückssucht, der Eudämonismus unwürdig und also gewiß auch unschön sey. Das Glück kann der Würde, wie der Schönheit nicht immer im Geleite gehen; es giebt Fälle, wo es von ihnen frei zurückgewiesen wird und ein solcher ist die unglückliche Treue, die das Gelübde hält, wo es schwer wird, die Treue des Toggenburg, der Cordelia, in einigen Lagen seines Lebens des Cid. Es ist die Schönheit der Entsagung, die dem Reiz der wider die Treue sich auflehnenden, verkehrten, glücksdurstigen Sehn-

sucht entgegen tritt. Bei Göthen finden Sie davon freilich weder Beispiel, noch Begriff. Seine Entsagung ist nichts als eine Vorschrift über dreitägige Veränderung der Nachtquartiere. Lassen Sie aber jener großen Seelen Muster zu sich reden, um zu fühlen, daß es hier etwas giebt, was im Götheschen Orbis pictus des Lebens und der Poesie nicht mit abgebildet ist."

„Wollen Sie nicht Ihre Meinung ohne Rücksicht auf Göthe darlegen," sagte Wilhelm. „Wie ich glaube, fasse ich Sie dann leichter."

„Ich thue es darum," erwiederte der Freund, „weil Sie als Künstler bestimmt wissen müssen, wo Sie dem Zeiturtheile und Zeitgeschmack in der Poesie zu miß-

trauen, wo Sie von demselben abzugehen und sich ihm selbst entgegen zu setzen haben. In Göthen stellt sich uns die Kunst in der Gestalt dar, welche bei uns bisher die gewöhnlichste war; Sie selbst sind mehr, als Sie es anerkennen, durch den Einfluß seiner Ansichten früherhin bestimmt und geleitet worden. Und Sie können weder als Mensch, noch als Dichter eine feste Basis finden, wenn Sie nicht die Opposition gegen diesen Einfluß in sich ausbilden."

„Hier kann ich noch nicht ganz von ihm abtreten," sagte Wilhelm. „So sehr ich es mit Ihnen mißbillige, daß im ganzen Umfange seiner Werke der Treue nicht die gebührende Anerkennung gegeben ist, so weit ich seine Schriften als Bild des Lebens, darum hinter Shakspeares Werke zu-

rückstelle, so ganz Sie mich in einigen andern Punkten schon überzeugt haben: das wird mir doch schwer zu fassen, ja das scheint mir unmöglich, daß zwischen Gelübden und Vorsätzen ein so großer, durchgreifender Unterschied gelten müsse. Vorsätze ändert Jeder, ohne daß die Mißbilligung laut wird. Nur der Eigensinn könnte darauf fallen, sie überall ausführen zu wollen. Sie selbst erklären sich bereit, der Jugend ihre Irrthümer nachzusehen und haben damit das Aufgeben übereilter Vorsätze entschuldigt. Ist denn aber das Gelübde etwas ganz anderes; ist es nicht vielmehr bloß ein zu mehrerer Bestimmtheit gekommener und äußerlich ausgesprochener Vorsatz?"

„Nimmermehr!" sagte Coucy entscheidend. „Alle innerlichen Gelübde, so heilig

sie auch das Herz beschwor, mag man der Charakterlosigkeit als bloße Vorsätze zuschreiben, um sie nicht mit Meineiden zu überladen. Wenn sie aber ein Gelübde äußerlich macht und mit dem Schwur der Liebe auch deren Rechte, mit dem Schwur des Standes auch dessen Ansprüche, mit dem Schwur des Bundes auch dessen Vertrauen empfängt, dann ist es nicht möglich, sie bedauernd ihrer Erbärmlichkeit zu überlassen. Sie da noch entschuldigen, wenn sie die Treue bricht, sie da noch der Darstellung werth achten, das kann nur der, welcher sie selber theilt. Mag das Wort sonst immer unbedeutend scheinen, mag es weit hinter dem Gefühl und der That zurückstehen. Sobald es gelobend wird, tritt es zwischen Gefühle und Thaten in die Mitte, jene vor sich, diese in seiner Folge. Da

schürzt der leichte Hauch des Mundes Knoten, die keine Ewigkeit lösen darf; da wird er zum Nachen, der unsern ganzen Werth trägt; da darf kein andrer Wille und Wunsch bleiben, als den leichten Träger all unsers edelsten Gutes, das Wort, mit all unsern edelsten Kräften zu halten. Und wer da nicht selbst im Nothfall Leben und alles Lebensglück über Bord wirft, sondern wie Götz mit den Bauern unterhandelt, der mag das Leben als ein Almosen hinnehmen, Ehre und Würde sinken mit dem gebrochenen Worte unter."

Wilhelm glühte. Er fühlte in seinem Innersten, daß hier eine Stimme zu ihm sprach, wie er sie unter allen Declamatoren seines Bühnenlebens und unter allen Weisen der unsichtbaren Loge des Abbé noch

nicht gehört hatte. Und es wurde ihm nicht schwer, von Allem die Anwendung auf seine eigenen Verhältnisse zu machen.

Siebentes Capitel.

Je weniger ein Gemüth in den Zeiten geistiger Gährungen zum Ueberblick seiner eigenen Vergangenheit fähig ist, um daraus sich selbst begreiflich zu werden, desto mehr muß man es für Sache dessen halten, der seine Entwicklung darzustellen übernimmt, daß er gerade bei solchen Epochen nicht vergesse, uns den Rückblick zu eröffnen. Denn er würde sich einer Ungerechtigkeit gegen seinen Helden schuldig machen, wenn

er die Leser in eben die Irrung über ihn führte, in welcher sich dieser selbst befindet.

Jeder Mensch hat Zeiten, wo er über sein eigenes Wesen kein Urtheil, für seine eigene Zukunft keinen festen Willen gewinnen kann, wo er sich und sein Leben als Räthsel betrachten muß, zu denen er nun dieses, dann mit eben so unvollständiger Ueberzeugung ein anderes Lösungswort nennt. Ausgezeichnete Menschen befinden sich länger in dieser Unklarheit; die Gemeinheit unterscheidet sich dadurch, daß sie dieselbe nie an sich erkennt, die Verirrung, daß sie dieselbe nie beendet. Jene glaubt über sich schon in den Schuljahren im Reinen zu seyn; dieser behält das Leben noch in den Greisenjahren die Natur eines ungelös'ten Räthsels. Beide sind der Darstel-

lung unfähig. Nur eine lange Zeit der Unklarheit giebt für diese einen anziehenden Gegenstand; und nur eine Zeit der späteren Klarheit macht seine genügende Behandlung möglich.

Da wir unsern Wilhelm Meister zuerst kennen lernten, fanden wir ihn in einem Zustande des innern Widerspruchs, der sich kaum gesteigert denken ließ. Im Begriff, selbst eine Familie zu gründen, hatte er doch so wenig Vorstellung von deren Wesen, daß er ihre heiligen Rechte zu gleicher Zeit nicht allein verkannte, sondern in seinem Benehmen als Kind auf's offenbarste kränkte. Ja, es fehlte ihm so ganz an Sinn für reine Weiblichkeit, daß er ein Mädchen lieb gewinnen konnte, welches nicht einmal der Dienerin Achtung einzu-

flößen, nicht einmal ihren nächsten Umgebungen die reinliche Nettigkeit zu geben wußte, die in keiner weiblichen Sphäre vermißt werden darf. Wäre es noth, die Unklarheit seines Wesens in jener Zeit noch näher zu bezeichnen, so würden wir daran erinnern, wie er seine Geliebte so unterhielt, daß sie darüber einschlief, und wie ihm seines Theils über dem feurigsten Liebesbriefe die Augen zwei, drei Mal zufielen — ein Umstand, den er jedoch ehrlich genug war, für die Empfängerin am Schluß zu bemerken.

Gehen wir über diese Zeit und die traurige Katastrophe, die ihr ein Ende machte, hinweg. Nach einigen Jahren tritt er wieder vor uns. Er hatte sich mit großem Eifer den Handelsgeschäften gewidmet.

Auf dem Comtoir und der Börse, im Laden und Gewölbe war Niemand thätiger gewesen, als er. Correspondenz und Rechnungen und was ihm aufgetragen wurde, hatte er mit größestem Fleiße besorgt. Wie mußte, denken wir, das innere Widerstreben, mit welchem er es that, seine Selbstbeherrschung, seine Besonnenheit erhöhen! Wie der Aufenthalt in der lebhaften Stadt, die Gelegenheit, welche der Großhandel zur Kenntniß aller bürgerlichen Verhältnisse auf practischem Wege so reichlich eröffnet, die stille Einwirkung der frühern Erfahrungen und der von selbst reifenden Natur, wie mußten sie einen jungen Mann vorsichtig und gewandt, entschlossen und klug machen, der den Taumelbecher der Liebe schon vor Jahren gekostet und von sich gewiesen hatte!

Aber unsere Berechnungen führen uns irre. Weder der Sohn eines Großhändlers, der sich von Jugend auf gewöhnt hat, mit dem republikanischen Geiste des Handels allen Rangunterschieden der Geburt und des Amtes ruhig gegenüber zu stehen, noch der zur Selbstbeherrschung und Resignation, zur Klugheit und Festigkeit seit Jahren gewöhnte Mann tritt in ihm vor unsern, in Erwartung gespannten Blick. Die eigentlich hölzerne Art, mit der er Philinens losen Neckereien und Melina's Gemeinheiten allein zu begegnen weiß, vor das gräfliche Ehepaar sich als Mitglied einer ordnungslosen Truppe hinschieben lässet und auf dem Schlosse den Vornehmen gegenüber steht, belehrt uns bald, daß das Leben sich nur um ihn her, nicht aber ihn fortbewegt habe.

Und wie er vollends die graue Halbtrauer, die er noch immer um Marianen trug, ablegt, um zuerst des Grafen Schlafrock, darnach aber Schärpen und Krausen und Kleider von den buntesten Farben anzuziehen, da fühlt man sich wirklich geneigt, die Hoffnung an ihm eben da aufzugeben, wo sie zu ihm selbst zurückkommt.

Endlich scheint es zu dämmern! Von der Erscheinung im Walde, wo wir Natalien als Amazone dem phantastisch gekleideten, verwundet in Philinens Schooße liegenden Wilhelm gegenüber finden, glauben wir ein Licht ausgehn zu sehen, das ihm empor leuchtet. Jetzt, ahnen wir, wird der Gedanke an seine unwürdigen Verhältnisse zu Marianen, die geliebte Rückerinnerung an ihr unsauberes Zimmer sich vollends

verlieren; jetzt wird zum treuen Bewahren eines einzigen, heiß geliebten Bildes das Herz sich schließen und der Ruf der Liebe das Auferstehungswort über seine in verwirrter Ohnmacht schlummernden Kräfte sprechen. Aber je mehr Grund unsere Hoffnung wieder zu haben scheint, um desto mehr haben wir uns ihrer früheren Täuschungen zu erinnern.

Jener erste Anblick Nataliens drang nicht so tief in sein Herz, als wir so gern es gesehen hätten; die Liebe sprach zu ihm noch kein Auferstehungswort. Seine Phantasie hängte das Bild in ihrer Bilderkammer auf; in die Herzkammer brachte es die Begeisterung nicht. Das lernen wir zwar bald fürchten; aber erst bei Serlo sind wir gedrungen, uns davon wider Willen zu

überzeugen. Da finden wir ihn allein auf den Brettern, wie die Morgensonne durch einen halb offenen Fensterladen hereinfallend die aufgestellten Dekorationen beleuchtet. Es ist ein Wald vorgestellt und eine Dorfhütte. Er fühlt sich überrascht von wunderbaren Erinnerungen. Denkt er, fragen wir, an die Waldgegend, wo Natalie ihm zuerst erschien? oder an das Dorf, wo er verwundet, eingehüllt in den von ihr geschenkten Ueberrock, die Schmerzen durch das Andenken an ihr Bild linderte? Nein, sie fällt ihm nicht ein; seine Sehnsucht kehrt ungehindert durch alle zwischenliegenden Zeiten in jene unklaren Tage zurück, wo er Marianen liebte. Es ist ihm leid, daß der Morgenstrahl nicht auf ihren Schooß und Busen scheint; ja er glaubt zu ahnden, daß er sie vielleicht auf diesem

Platze bald wieder sehen werde. — So finden wir ein neues Phantasiebild neben das frühere gestellt; müssen wir nicht die Hoffnung aufgeben, daß sein Herz von diesem zu einer reineren Liebe werde emporgehoben werden? Es bedarf zu unsrer vollen Ueberzeugung kaum seiner eigenen Betheurung gegen Philinen, daß er sich alle Tage seines Lebens nach wem anders, als Marianen? gesehnt habe, daß sie ihm noch immer statt aller andern Weiber in der Welt sey. Noch weniger, daß wir uns seiner ängstlichen Nachforschungen nach der, wie er glaubte, Wiedergefundenen und abermals Verlorenen erinnern, da er seinen frühern Vorsatz, die Amazone aufzusuchen, auch nicht mit einem einzigen Schritt bethätigte. Wenn der Zauberstab der Phantasie die Todten wirklich erwecken könnte, Wilhelm hätte Marianen

erweckt und wäre ohne innere Hindernisse in die vor Jahren verlassenen Spuren zurückgetreten.

Die ernste Stimme, die den irrenden Jüngling warnend von den Brettern fortrufen wollte, konnte damals nicht durchdringen. Philinens lüsterne Kühnheit beurtheilte ihn richtiger, wenn sie in dasselbe Zimmer zu ihm schlich, wo die Reliquien Marianens neben dem Ueberrock Nataliens aufbewahrt würden. Der Drang der Umstände nur konnte ihn von der Bühne fortbewegen und er verließ das Leben offener Repräsentation nur, um in ein anderes, wo sie versteckter war, hineinzutreten.

Niemand wird es unbegreiflich finden, daß ein Mensch von solchem Gemüth auch

in den geselligen Verhältnissen noch immer die frühere Unsicherheit zeigte, daß er von der Vorspiegelung eines geheimen Bundes sich täuschen, von der Anmaßung klügerer Menschen sich regeln und mit der wohl memorirten Strafrede über Aureliens Tod noch im Gedächtnisse, sich gebrauchen ließ, um eine dritte Geliebte Lothars zu transportiren, nachdem die zweite ihm vom Abbé in der Erzählung der Duell-Geschichte auf eine für den Geistlichen mehr als liberale Weise bekannt gemacht war.

Aber aus denselben Gründen wird es auch Niemand unbegreiflich finden, wie er sich mit Theresen unter Umständen verloben konnte, die es scheinbar machen, daß er damals an gar keine innige, ganze Liebe mehr glaubte. Sie hatte sich gegen ihn beinahe

herzlos wirthschaftlich benommen, sie hatte ihre ununterdrückte Liebe zu Lothar ihm selbst nicht verheimlicht. Und statt ein ganzes Herz zu fodern, wie ein ganzes zu geben, schloß er einen Bund, wie nur die Halbheit ihn bei freier Selbstbestimmung schließen kann. Zwar hatte er für seinen Felix eine Mutter suchen wollen; aber bald nachher erinnerte er sich ja selbst nicht mehr, daß er dieses für so nothwendig gehalten. Vielmehr bequemte er sich da zu einer mehrjährigen Reise, auf welcher das Kind ihn begleiten und der Mutter also vor wie nach, sogar unter schwierigern Lagen entbehren sollte.

So war Wilhelm Meister, da ihn mit der zweiten Verlobung der äußere Schluß seiner freien Jugendzeit überraschte. Aus

seiner Vergangenheit müssen wir billig uns auch diese vorstellen lernen. Wir haben Ursache genug zu glauben, daß wo nicht Nataliens Bild, doch sie selber ihm sehr gleichgültig war. Er fand sich zwar überrascht, da er sie wieder sah, er kniete vor ihr, wie es bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit war Aber er konnte ihr doch seine Verlobung mit Theresen selbst erzählen; es beunruhigte ihn doch nicht, da er vom Medicus erfuhr, daß sie um Philinens nächtlichen Besuch bei ihm wisse; er konnte doch Theresen auf demselben Kanapee an seine Brust drücken, wo ihm zuvor Natalie zur Seite gesessen. Wir dürfen also nicht erwarten, daß seine Sehnsucht, sein Werben, seine Liebe und die dadurch gewonnene Liebenswürdigkeit den neuen Bund vermittelte. Lothars Leidenschaft für Theresen

und die Bedingung, welche diese der Erhörung machte, mußten in der kalten Zone, wo er sich damals aufhielt, die Stelle des Herzens und der warmen Liebe vertreten. Die frühere Verlobte wollte ihr Gelübde nur dann brechen, wenn der benachtheiligte Wilhelm durch Natalien entschädigt würde. Ihr Eigensinn zwang den Abbé und dessen Freunde, für eine Sache zu wirken, die ihnen nicht gemeint war. Wie wenig sie den Eindringling in der Familie wünschten, bewies ihre Unaufmerksamkeit gegen ihn, die ihn gar nicht in den Rath zu ziehen würdigte, welcher über ihn entscheiden sollte; bewies Jarno's schroffe Härte; bewies überflüssig ihr ängstliches Bemühen, ihn zu entfernen. Da aber Therese darauf bestand, daß beide Paare an einem Tage zum Altare gehen sollten, so mußten sie

wohl in Natalien dringen, daß sie Meistern ihre Hand zusagen möge. Indeß war die Abneigung gegen Wilhelmen stark genug, um mit der Anordnung seiner Reise auch Lothars lebhafte Wünsche Jahre lang unbefriedigt zu lassen.

Daß Natalie, die ältere Schwester der schon einige Jahre verheiratheten Gräfin, nicht mehr jugendlich schwärmerisch einen wenig bekannten jungen Mann bewundern konnte, ist begreiflich; sie hatte von Natur einen weit helleren, ruhigeren Sinn, als er. Der Auftritt im Walde konnte bei ihr keinen angenehmen Eindruck hinterlassen. Ein wunderlich gekleideter junger Mann im Schooß einer leichten Schauspielerin vermochte sie nur durch seine Wunden, nicht durch seine männliche Würde und Schön-

heit zu rühren. Die nächste Nachricht von ihm schien sie durch Mignon erhalten zu haben, welche ihr den nächtlichen Auftritt mit Philinen erzählte. Und als sie ihn selbst wieder sah, war er bereits verlobt. Nur das Mitgefühl mit seiner verlassenen Lage, vielleicht noch mehr das erzwungene Bitten der Freunde und der eigene Wunsch, ihren Bruder Lothar glücklich zu machen, konnte ihre lange Bedenklichkeit überwinden. Sie gab das Jawort, nicht erröthend vor der inneren Liebe, nein, aus Nachgiebigkeit und Erbarmen.

So hatte Wilhelm endlich eine bleibende Braut bekommen, nicht durch sein Werben, seine Anstrengung, seine Liebe, sondern als Entschädigung, kraft des geheimen Artikels in einem fremden Contrakte.

Und gleich darauf hatte der Verlobte seine Reise anzutreten.

Hier endet der erste Abschnitt in unsers Meisters jugendlichem Leben, welcher durch ein wunderliches Versehen den Namen Lehrjahre erhalten hat. Wir haben die Selbstbetrachtungen unsers Freundes, die er in Stunden der Anklage wie der Entschuldigung anstellte, bei unserm Ueberblick zum Grunde gelegt. Unsere Leser haben Scharfsinn genug, um zu bemerken, was ihn zu einer solchen Strenge nicht allein gegen sich, sondern auch gegen seine frühere Liebe reizte. Zugleich kennen wir ihre Nachsicht gegen den Helden zu wohl, um nicht vollkommen überzeugt zu seyn, daß sie diese Strenge des Selbsturtheils mildern und eher wider uns, die wir bloß berichten, als wider

ihn sich erzürnen werden. — Die nachfolgenden Ereignisse zog er selbst nicht in seine Kritik hinein. Sie waren ihm noch zu neu, und er fühlte sich mit ihnen wie mit sich mehr zufrieden. Großer Fortschritte konnte er sich zwar nicht rühmen; die Mattigkeit seiner Pseudo-Lehrjahre *) wirkte nach.

---

*) Wir würden für die gegenwärtige Schrift den Namen Pseudo-Wanderjahre vorziehen, wenn man sich über den Titel Pseudo-Lehrjahre für die frühere eine Uebereinkunft der Leser versprechen könnte. Denn eigentlich sind beide Aufschriften verwechselt. Es haben unsre geistreichen Leser gewiß schon selbst bemerkt, daß Wilhelm Meister in der ersten Schrift zwar wandert, aber nicht lernt. Eben so wird in der andern Abtheilung mehr gelernt als gewandert, wenigstens ist die Wanderung mehr geistig, als körperlich. Indeß sind wir uns bei der doppelten Verwechslung unsrer Schuldlosigkeit bewußt.

Aber wenn er sich nicht sogleich von der Ohnmacht befreien konnte, die seinen Geist Jahre lang an dieselbe Stufe gefesselt hatte, so meinte er doch wenigstens schon seine Stellung verändert und dadurch die verlorenen Sterne wieder ins Auge gefaßt zu haben, die seiner Jugend Richtung und Zug gaben. Die Kunst war ihm wieder theuer worden und Mathildens unbefangenes Entgegentragen eines warmen und ganzen Herzens machte ihm auf eine sehr eindringende Weise die Halbheit aller contraktmäß'gen Liebe begreiflich. Anders, als jedesmal zuvor, wo ein schneller, die Phantasie fassender Eindruck seine Leidenschaft aufregte, kam die Liebe diesesmal zu ihm. Das wunderbare Gefühl des Heimwehs, das ihn beschlich, als er zum erstenmal auf Mathildens Zimmer saß, deutete ihr leises

Nahen an. Aber sie verbarg sich als ein Keim in das innerste Herz und schien Tage lang todt wie unsichtbar, bis sie zart und leise aus ihm hervorsproßte. Dennoch oder vielleicht eben darum war sie es, die das Auferstehungswort über ihn aussprach. Es war am Tage nach der Trennung, als das um seine Klagen befragte Herz deutlich Mathildens Namen nannte.

Wer die Kräfte der reinen, begierdelosen, ganz hingebenden Liebe kennt, der muß urtheilen, daß Wilhelms in seinem Grunde noch immer unverdorbenes Gemüth von ihr auf das gewaltigste ergriffen und emporgezogen wurde. Aber das, was die Griechen nach Herders schöner Phantasie unter ihrer Nemesis verstanden, ist kein leerer Wahn. Die Vergangenheit bleibt

Vormünderin der Zukunft und mit den Trauben des verschuldeten Winzers, wachsen die Zinsen, die sie ihm abdringen.

Wilhelm lernte nach männlichem Werthe, nach festem Charakter, nach großartiger Treue innig verlangen. Mehr als die einzelnen von uns aufgezeichneten Gespräche, wirkte das Zusammenleben mit seinem Gefährten, mehr als beide jene Liebe, die erst, wo sie völlig ist, bescheiden macht und erst, wo sie sich bescheiden fühlt, mit Allmacht gebietet. Aber wenn er mit ganz freiem Herzen in der Begeisterung für alles Schöne und Würdige sich entzückt und mit immer wachsender Kraft um den höchsten Manneswerth gerungen hätte, so trat jetzt das einst an Natalien gegebene Wort mit seiner Foderung strenge dazwischen und

nahm seine Treue für sich in Anspruch. Was half jene, von uns aufgezeichnete Selbstanklage, die es ihm so einleuchtend machte, daß er jenes Wort in der höchsten Unklarheit gegeben hatte, daß er für sein Hingeben nur ein halbes Herz, eine Liebe des Mitleids erhalten werde? Eben der Sinn der Treue, welcher ihn Mathildens werth machen mußte, legte auf jenes, in Verirrung gesprochene Wort sein ganzes Gewicht und mit einer Treubrüchigkeit gegen das gelobende Wort stand er, verletzt in seinem Selbstgefühl, seines eigenen Unwerths Kläger, Zeuge und Richter, dem reinen, treuen, von keiner innern Spaltung undurchsichtigen Wesen seiner wahren Geliebten gegenüber.

Er wechselte mit Natalien wie mit Ma-

thilden Briefe. Jener schrieb er die Nachrichten von seiner Reise, wie es verabredet war; dieser am liebsten seine neugefaßten Gedanken und Pläne. Dasjenige abgerechnet, was der Styl wider Willen verräth, durfte man ihm nachrühmen, daß er sein Gefühl zu beherrschen wußte. Aber unsere Leser werden uns der Mittheilung um so leichter überheben, da wir später in besserem Zusammenhange das Wichtigste für sie auszuwählen versprechen.

Achtes Capitel.

Wie zwei Arme eines Bogens nach entgegengesetzten Seiten ihren Zug üben und gerade dadurch die Sehne, welche beide zu verbinden sucht, straff gehalten und der Pfeil in einer eigenthümlichen Richtung zum fernen Ziele fortgeschleudert wird: so findet das menschliche Gemüth gerade dann am leichtesten eine eigenthümliche Bahn, wenn ganz verschiedene und widerstreitende Gewalten um seinen Besitz ringen und seine

Kraft spannen, ohne sich einander selbst überwinden zu können.

Glück und Treue könnte man die beiden Arme des Bogens nennen, welche bei unserm Freunde durch ihr Widerstreben die Spannung unterhielten, die uns in ihm bemerklich worden ist. Nach seiner jetzigen Denkart war es unmöglich, daß die Gewalt des einen der des andern übermächtig wurde; unmöglich eben so wohl, daß sich ihr Widerstreit in Einheit und Bündniß auflös'te.

Da lernte er, was er bisher nie hatte lernen können und mögen. Er griff mit Kraft in die schon gespannte Sehne, um sie noch stärker anzuziehen, und suchte sich zwischen beiden widerstrebenden Gewalten

mitten durch eine gerade Richtung und ein freies Ziel. Er wendete Auge und Kraft auf das Schöne, auf die Kunst und der streitende Zug des Glückes und der Treue, des Wunsches und des Gelübdes mußte zusammenwirken, um ihm das möglich zu machen, was keines einzeln vermocht hätte.

Treue — es war ihm jedesmal, wie er das Wort leise oder laut aussprach, als wenn ein majestätischer Accord von Oben her in seine Seele tönte; es war ihm, als ob der Ritter Toggenburg mit seiner treuen Liebe, als ob Cordelia mit ihrer Kindestreue, Regulus mit seiner Treue gegen das Vaterland, Shakspeare's alter Adam mit seiner treuen Anhänglichkeit an den jungen Orlando, als ob der Cid mit all seiner Heldenherrlichkeit vor ihn träten, als ob sie

mit der Hand auf ihr zerrissenes Glück wiesen und sprächen: wir haben es überwunden! Glühend in seinem ganzen aufgeregten Wesen, konnte er dann nicht daran denken, je auf eine ganz entgegengesetzte Weise zu handeln. Und doch, wenn er den Blick wandte, um nachzusehen, was bei der höchsten Anspannung in seinem Herzen so schmerzlich zog, wenn er dann von den erhabenen Berghöhen wegblickte auf die besonnten, stillen, heitern Fluren, wo das Glück wohnte und die Liebe, dann vermochte er auch diesen kein Lebewohl für ewig zu sagen, dann stand er sehnsüchtig zaudernd stille und wünschte vergeblich, sich theilen, oder auch nur eines vergessen zu können.

Der Wettstreit, welchen er mit Ott-

walt eingegangen war, gab ihm den Pfeil vor die gespannte Sehne und ließ ihn ahnen, daß er in der Beschäftigung mit der Kunst zwar kein schädliches Vergessen, wohl aber eine innere Erleichterung hoffen dürfe. Vorwärts mußte sein Blick fliegen, wenn er nicht ängstlich zur Rechten oder Linken, peinlich auf der Erinnerung oder niedrig auf der Minute der Gegenwart haften sollte.

In einer bedeutenden Stadt hielten sich die beiden Reisenden um die Mitte des Sommers längere Zeit auf. Man hatte da ein erträgliches Theater, mehrere gute Sammlungen und es fehlte nicht an Männern, deren Bildung für ein interessantes Gespräch hinreichte. Die zu Anfang mitgenommenen Bücher waren wiederholt durch-

gelesen und bis auf die Romanzen vom Cid gelegentlich verschenkt. Man kaufte hier andere ein, um sie bei der weiteren Reise eben so zu benutzen. Für seinen nächsten Zweck nahm Wilhelm Kaltwassers Uebersetzung des Plutarch.

Er hatte in seiner Jugend auch die griechische Sprache oberflächlich kennen gelernt. Aber nach seinem Urtheil reichte das Lesen einer Uebersetzung aus und er fand keine Neigung, sich mit Wortschwierigkeiten nutzlos zu mühen.

„Können Sie sich in Ihres Helden Charakter hineinfinden?" fragte der Hauptmann nach einigen Tagen.

„Ganz," versicherte Meister. „Um es

mit wenigen Worten zu sagen, Camill ist der altrömische Cid; größere Zwillingsbrüder, als diese beiden, kenne ich nicht."

„Sie drücken sich sehr bezeichnend aus," versetzte Coucy. „Camill ist mehr, als bloß ein alter Römer in der Art des Regulus, Marcellus, Scävola. Er ist nicht bloß dem Vaterlande treu; seine innere Regel ist von einer höhern Art. Das beweiset sein Benehmen gegen Feinde, die ihm als Verräther nützlich seyn wollten und eben so sehr der Edelmuth, den er gegen persönliche Gegner zeigte. Wenn Sie künftig das Leben des Epaminondas in Ihrem Plutarch werden gelesen haben, so werden Sie, glaub' ich, noch einen Bruder des Cid kennen lernen." — Wilhelm erklärte, daß er schon den Entschluß gefaßt

habe, alle Biographien des Griechen durchzugehen, weil er darin eigentliche Heldenseelen kennen zu lernen hoffe, deren Wesen ihn immer mehr anziehe. Aber für jetzt halte er sich noch vorzugsweise am Camillus, weil jeder Mann aus dem hohen Adel des menschlichen Geschlechtes doch einer vollen und ungetheilten Betrachtung werth sey.

Der Hauptmann veranlaßte ihn, noch vor dem eigentlichen Beginn seiner Arbeit auch die Nachrichten des Livius über den römischen Helden durchzulesen. Beide waren darüber einverstanden, daß man vor allem andern bemüht seyn müsse, sich in eine vollkommene Kenntniß des Geschichtlichen zu setzen. Nur dadurch werde man des Stoffes so ganz Herr, daß man ihn mit Freiheit behandeln könne, ohne gegen

die Wahrheit zu verstoßen. In Abgang einer guten Uebersetzung bequemte man sich zu einem gemeinschaftlichen Durchlesen des Originals nach der schönen Mannheimer Ausgabe.

Wilhelm bemerkte sich die Namen, Würden und Thaten derjenigen Männer auf, die mit Camill gleichzeitig im römischen Staate eine Rolle spielten. Er mußte aber bald über ihre immer wachsende Anzahl erstaunen. Mehr als dreißig wurden allein vom Livius ausgezeichnet, die nach den ihnen übertragenen Aemtern und nach einzelnen Zügen zu urtheilen, einer Aufnahme in das Personal seines Stückes nicht unwürdig waren.

„Wie war doch Rom schon damals,

oder damals vorzüglich ein so herrlicher Sammelplatz großer Charaktere!" rief er aus, indem er unschlüssig nachsah, welche Namen er als minder bedeutende durchstreichen solle. „Wer kann noch fragen, wie es dieser einzelnen Stadt möglich wurde, die Welt zu bezwingen, wenn er überdenkt, wie viele kräftige Männer in ihr als Zeitgenossen des Camill und Manlius lebten, alle werth, die ersten zu seyn, wo nicht diese Riesen sie überragt hätten! So sind Hunderte von Alpenbergen bloß darum ungenannt, weil sie neben der Jungfrau oder dem weißen Berge stehen; könnte man sie in die Reihe unserer deutschen Gebirge versetzen, wie würden sie alle Höhen derselben unter sich zurücklassen!"

Sein Geist entzückte sich in der immer

vertrautern Bekanntschaft mit Rom und dessen Helden. Er fand hier nicht die vereinzelte Größe, wie bei seinem Cid; aber unaussprechlich zog es ihn an, daß gerade der höchste, kräftigste unter allen, an dem Brennus und Manlius mit all ihrer Größe vergeblich hinaufstrebten, daß sein Camillus von dem Zartgefühl und der Milde, die bei der Kraft so selten sind, eben wie der Cid verklärt wurde. Wie das höchste Haupt eines Gebirges am frühsten von der aufgehenden Sonne bestrahlt wird, wo alle andern Kuppen noch dunkel sind, so sah er in ihm den Vorschein einer hellern Zeit, die freilich für Rom nicht früh genug aufging, um es noch in seiner ganzen Würde zu beleuchten. Lange wußte er nicht, woher diese zartere, edlere Sitte, dieser Abglanz einer höheren Bildung in Camills Wesen

gekommen seyn möchte, oder, wenn er sie dem Triebe der innern Natur beimessen wollte, wie er sie für Leser und Zuschauer als historisch wahr rechtfertigen und begreiflich machen könnte. Endlich fand er in seinen Quellen die zuerst übersehene Nachricht, daß die Römer in Camills früherer Zeit eine Gesandtschaft nach Delphi schickten. Er verglich die Jahre; es war gerade Griechenlands Blüthenzeit. Und Männer, die er oft mit seinem Helden zusammen fand, waren die Abgeordneten gewesen. „Schön!" rief er; „ja, von Griechenland her, wo eben der herrlichste Tag der milden Kunst Alles so warm besonnte, spiegelt sich der Wiederschein über die Meeresfluthen hin in deiner edlen, hohen Seele! Nur du, Camill, warest groß genug, um in deinem vielbewegten Leben den Sinn für

die Milde offen halten zu können. Was du warst, das warst du durch dich, durch deine hohe Treue; aber wie du es warst, wie wir dich sehen, das verräth uns den Abglanz vom hellen Osten herüber."

Mit mehr Innigkeit hat sich wohl nie ein Dichter in das ganze Wesen und Leben seines Helden hineingefühlt, als Meister bei seinem Camill. Alles, was in ihm selber vorgegangen war, alles was Rede und Vorbild seines Freundes in ihm aufgeregt hatten und unterhielten, alles was er über dem wiederholten Lesen des Cid empfunden, mußte sich vereinigen, damit er gerade das recht tief sich eindrücken konnte, was einen eigentlichen Helden von der unbedeutenden Vielzahl unterscheidet. Und aus der nur überhüllten Wunde seines Herzens, aus sei-

ner, einst allein ihn bestimmenden und noch immer nicht überwundenen Sehnsucht nach glücklicher, ganz beruhigter Liebe, ja aus dem milden Wesen der Poesie selber, floß ein Zartgefühl, das mit jener Begeisterung wie Chlorinde mit Tankred, deshalb Scene für Scene um den Sieg ringen wollte, weil der schönere Bund unmöglich schien.

Neuntes Capitel.

Wenn uns das Trauerspiel einen hell leuchtenden Stern in der größesten Höhe seiner Bahn erscheinen lässet, der nicht in seinem erhabenen Stande verweilen kann, sondern niedergezogen wird gegen den mit Wolken umflorten Himmelsrand, mit jeder Minute tiefer sinkt und zum letztenmale aufblitzend scheinbar unter die Erde hinabgeht: warum sollte nicht ein Drama möglich seyn, für dessen Gang das entgegenge=

setzte Bild paßte? Warum könnte man nicht die Nacht des Unglücks über die ersten Scenen düster ausbreiten und das Licht in leiser Zunahme wachsen, die feindselig trüben Wolken röthen und durch den begleitenden Morgenwind verwehen, endlich aber die Sonne mit der ganzen Herrlichkeit des lichten Tages hervortreten lassen? Ist denn nur der Untergang eines Gestirnes schön und nicht auch sein Aufgang? Giebt es nur Gewalten des Abgrunds, welche das Große fassen? nicht auch Götter, welche es pflegen? Nur ein Schicksal, keine Vorsehung? Und muß denn die Macht des freien Heldensinnes dem Gewicht des Unglücks immer unterliegen, bevor wir ihn mitempfindend anerkennen? Darf er nie unsrer Theilnahme sicher seyn, wenn er überwindend einen Triumph feiert?

So fragte Wilhelm sich selbst, da er über die Anlage seines Stückes mit sich zu Rathe ging. Und er war nicht lange unentschieden. „Dank sey dem Himmel," rief er, „daß er hier wie beim Cid einmal bewiesen, wie er den wahren Adel schützt! Schön ist es, wie der achtzigjährige Römer noch einmal an die Spitze der Legionen tritt, um sie das letztemal zum Siege zu führen; schön, wie sein ritterlicher Bruder in Spanien noch als Leichnam die trotzigen Feinde in Schrecken setzt. Solch ein Loos ist der unbefleckten Größe würdig. Manlius mag tragisch enden; er fällt seinem Schicksale. Aber Camills Sonne mußte heiter ihren Lauf beschließen."

Der von seinem Freunde vorgeschlagene Schluß paßte ganz in diesen Plan, den

reinen Gegensatz eines Trauerspiels zu liefern. Begeistert von seiner Idee warf er den Entwurf auf's Papier; freudig schauernd sah er mit vorausfliegendem Blicke ihn im Geiste schon ausgeführt. Der Abschied des Helden von Rom eröffnete die Scene. Schon damals um das Vaterland hoch verdient, ging er verkannt, einsam von der Heimath, von Weib und Kind in die Verbannung. Nur seine innere Größe folgte ihm treu in das unansehnliche Ardea nach. — Aber der Zorn der Götter ballte die Wolken, die schon vorher am nördlichen Himmel gedräut hatten und trieb sie düster gegen das Rom, das ihren Liebling verstoßen. Die Fabier zogen aus, um nicht zu kehren. Es wurde fühlbar, daß der in Allen lebendigen Kraft Camills Weisheit, den kühn neben einander aufstrebenden Hel-

den das von Allen ehrfurchtsvoll anerkannte Haupt fehle. Dieser Theil der Geschichte füllte die beiden ersten Akte. Sie sollten nicht lang seyn und die Hauptperson nur am Schlusse des zweiten wieder auftreten, um die Theilnahme des Verbannten an dem bedrohten Vaterlande, seine gastfreundliche Thätigkeit für Ardea bemerklich zu machen.

Mit dem dritten Aufzuge bricht das Strafgericht über Rom herein. An der Allia wird sein Glanz in den Staub getreten. Brennus wüthet. Die Weiber und Kinder flüchten. Die Senatoren sterben auf ihren Ehrensitzen. Aus dem allgemeinen Ruin ragen am Schlusse des Akts nur Brennus, Manlius und Camillus wie drei Bergspitzen hervor. Die erstern Beiden stehen gleich an Kraft,

ungleich an Macht mit ihrem Anhange einander gegenüber; auf sie richten sich ausschließlich die Augen der handelnden Personen. Aber die Leser und Zuschauer sehen während dem Streite des gallischen Lagers mit dem Capitole Camills Gestirn immer glänzender hervorleuchten. Er ist schon nicht mehr auf Ardea beschränkt. Dessen Einwohner anspornend, die Versprengten sammelnd, der Götter gewiß, sieht er sich durch ein immer wachsendes Heer wie auf steigenden Fluthen emporgehoben. Und wie am Schlusse des vierten Aufzugs die Bedrängniß des Capitols das höchste Maaß erreicht und 'die Siegeshoffnung des Galliers Gewißheit wird, steht die in Ardea aufgestiegene Wolke, mit des Himmels Blitzen schwer beladen, fast schon über dem Felde der Entscheidung. —

Der fünfte Akt beginnt damit, daß bei Camillus unmittelbar nach einander zwei Boten eintreffen; der erste vom Capitol, welcher ihn als Diktator begrüßt, der andre von den zum Kundschaften ausgesendeten Seinen, der die Nachricht von der Capitulation mit den Galliern bringt. Schnell geordnet, still und glühend zieht das Heer zum Todesfelde. Es verschwindet, und die Bühne öffnet sich als Forum für den schmählichen Vertrag. Das alte Rom, das im Camill die Götter beleidigte, muß sich in seinen letzten, hoffnungslos gewordenen Vertheidigern dem übermüthigen Sieger, der Geißel des Himmels beugen. Da ruft das neue Rom, glaubensvoll unter seines Führers Leitung, sein ewiges Losungswort: zum Kampfe! In der Schlacht entscheidet sich zwischen Brennus und Camill die

Frage, mit wem die Götter seyen, ob mit jenem, den sie als Werkzeug ihrer Strafe gebrauchten, oder mit diesem, in dem sich ihr eigener Sinn spiegelt. Die Nemesis ehrend, legt an des Galliers Leiche der Römer das Schwerdt des Diktators nieder. Und der Triumph der Freiheit und der Aussöhnung mit den Himmlischen öffnet in der Schlußscene die Aussicht über die Trümmerhaufen in Jahrhunderte voll Glanz und Größe.

Bei der Ausarbeitung schlug unser Freund einen Weg ein, der vielleicht nicht für alle Künstler bequem seyn möchte, ihm aber so natürlich war, daß er auch bei allen spätern Arbeiten nicht davon abging.

Es war ihm unmöglich, die einzelnen

Scenen, wichtige und bloß verbindende, von vorn herein in der Folge niederzuschreiben, die sie bei der Vollendung des Ganzen behalten sollten. Sein Herz war von dem Gegenstande zu voll. Er mußte zuerst die Hauptauftritte behandeln, um es etwas zu entladen. In sie goß sich sein heißestes Gefühl aus; sie wurden von dem hoch brennenden Feuer seines Enthusiasmus ganz durchdrungen. Er urtheilte sehr richtig, daß eben die Hauptscenen einer dramatischen Arbeit einer solchen Behandlung bedürfen, weil sich in ihnen besonders der Sinn des Ganzen aussprechen soll, und daß sie unmittelbar hinter einander geschrieben werden müßten, damit sie, durch Zwischenscenen geschieden, doch in Geist und Farbe nahe zu einander halten. So stand in wenig Tagen die Skizze da, kurz, gedrungen, ab-

gerissen, aber kräftig und einig. Man konnte sie mit einer Arbeit von Aeschylus oder Alfieri vergleichen, wo eben auch alle überleitenden Nebenscenen oft ganz zu fehlen scheinen.

Erst als den Hauptmomenten ihr Recht widerfahren war, fanden auch die übrigen vor Wilhelms Augen eine ruhigere Anerkennung. Es ist unbillig, wenn jene sich nach diesen fügen sollen, und dagegen ganz in der Ordnung, daß die Nebenscenen nur als Vorbereitungen auf jene, als Uebergänge und Erläuterungen zu ihnen aufgefaßt und bearbeitet werden. In diesem Sinne bildete er sie aus, immer noch mit Liebe, doch so, daß ihm die früher festgestellten großen Auftritte als Richtpunkte galten, denen er entgegen arbeitete.

So wuchs sein Werk, wie ein organisches Wesen, von innen heraus. Es kam in seine Arbeit kein Widerspruch, er fand keine Ursach, irgend eine Scene ganz umzuarbeiten oder gar wieder zu verwerfen, es wurde keine Geringfügigkeit zu weitläufig ausgesponnen, kein Lückenbüßer zwischen den wesentlichen Handlungen nothwendig. Jeder, auch der kleinste Auftritt drängte der Entwicklung näher, wie nach seinem Vorbilde jede Minute des Tagesanbruchs den Himmel mehr und mehr erhellt, und dem ersten Augenblicke der hervorstrahlenden Sonne vorbereitet.

Noch nie war ihm eine Arbeit so schnell fortgerückt. Es war ihm unmöglich irgend etwas anderes vorzunehmen, so lange er sie unvollendet sah. Er schrieb bis spät in

die Nacht, und wurde nicht eher gelassener, als bis er daran gehen konnte, alle Scenen in gehöriger Folge abzuschreiben. Bei dieser Gelegenheit suchte er noch alle Härten fortzuschaffen und in den Ton des Ganzen hinein zu mildern, die ihm mitunter in seinem Eifer entschlüpft waren. Ganz am Schluß untersuchte er, womit sich viele Dramatiker schon fortwährend über der Arbeit quälen, ob auch alles scenisch dargestellt werden könne. Und er fand zu seiner Freude, daß ihm seine eigene Bekanntschaft mit dem Theater diesesmal einen wesentlichen Dienst geleistet habe. Alle Scenen konnten bei einer Aufführung ihre Folge beibehalten; nichts war der Perspektive, nichts dem Raume, nichts der Illusion zugemuthet, was nicht zu leisten stand. Es kam überhaupt keiner von jenen vielen selt-

samen Mißgriffen vor, die entweder den Schauspieler mit dem Dichter, oder die Zuschauer mit der Bühne unzufrieden machen müssen.

Das vollendete Werk wurde seinem Freunde vorgelesen. Dieser äußerte seine Billigung nicht stellenweise, aber am Schlusse des Ganzen auf eine Art, die den Verfasser in hohem Maße aufmunterte.

„Sie dürfen sicher seyn," erklärte er, „daß Ihre Arbeit der Hauptsache nach allgemein gefällt. Die Personen sind zusammengehalten und eigenthümlich; es freut mich, daß Sie dem Brennus selbst einen gewissen Heldenadel gegeben und nicht als Carrikatur in wilder Rohheit verzeichnet haben. Und des Personals ist die Hand-

lung ganz würdig. Ohne Verwirrung und Intrigue, die zwischen Helden fortbleiben muß, um weder in die Ferse zu stechen noch zertreten zu werden, fesselt sie die Theilnahme doch bis ans Ende. Ihre Idee entfaltet sich immer mehr, immer schöner, wie ein Strom immer breiter und majestätischer wird, je näher er dem Meere kommt. Keine pedantische Kleinigkeiten, keine gehäuften Namen von Straßen, Thoren, Tempeln und Göttern erinnern uns allaugenblicklich, daß es alte Römer sind, die vor uns handeln. Aber wir fühlen es doch auf das bestimmteste, daß wir es nicht mit einer matten Alltagswelt zu thun haben. Die Geschichte ist nicht ängstlich wissenschaftlich controlirt; aber das Ganze hat eine historische Farbe, die auch für den Kenner der Zeiten leicht haftet."

„Es war meine größeste Sorge," bemerkte Wilhelm, „daß mir die Darstellung des eigentlichen Heldensinnes mißlingen möchte. Denn was kann betrübter seyn, als wenn die Personen schon beim Dichter bloß Titel, Gestalt und Kleidung von Helden haben? Die ärmliche Illusion, die man etwa im bloßen Lesen noch sich selbst macht, muß dann bei jeder wirklichen Aufführung vor dem Anblick der Schauspieler verschwinden."

„Fast besorgte ich das auch," sagte Coucy; „denn wenn Sie gleich nicht mehr zu Göthe's Bewunderern gehören, so war es doch nicht unwahrscheinlich, daß seine Manier unbewußt noch Sie fortziehen könnte. Eben Göthe's historische Stücke trifft Ihre Bemerkung im höchsten Grade.

Und der Grund, warum man sie nie gern auf der Bühne siehet, scheint mir nicht zunächst in der Unvollkommenheit der Schauspieler, sondern, wie Sie urtheilen, gerade darin zu liegen, daß der Heldencharakter bloß in solchen Aeußerlichkeiten gezeichnet ist, welche keine Repräsentation zulassen. Schillers Helden sind darin von anderer Art. Nicht ihre Sentenzen halten sie; denn die sind von Körner und Klingemann glücklich genug und doch ohne Erfolg copirt. Aber sie haben einen Grund von Kraft, den kein Schauspieler antasten kann, der auch durch den untauglichsten Repräsentanten von der Bühne herab dem Zuschauer bemerklich wird. Und zu meiner Freude hat Ihr Personal diesen Grund von Kraft, nicht aber jenen Sentenzenreichthum mit Schillers Helden gemein."

Wilhelm äußerte, daß vielleicht Schillers größere Treue gegen die Geschichte den für ihn ehrenvollen Unterschied zuerst veranlasse. Denn er selbst glaube seine Vorstellungen vornämlich dem Plutarch und Livius verdanken zu müssen.

„Schiller," versetzte Coucy, „ist der Geschichte ebenfalls nicht treu, er steht hier weit hinter Shakspeare, wenn auch noch immer weit über Göthen, aus dessen sämmtlichen Werken sich kaum eine dürftige Kenntniß des sechzehnten Jahrhunderts annehmen lässet. Aber wo Schiller von der historischen Wahrheit abgeht, da ehrt er die Helden und Heldinnen; wo Göthe davon abweicht, da erniedrigt er sie. Schillers Jungfrau, seine Maria, sein Fiesko, sein Wallenstein sind mehr als die Sterblichen

waren, welche die Geschichte nennt; Göthe's Orest und Pylades, sein Tasso, sein Egmont, selbst bei allem faden Moralitätskrame sein wortbrüchiger Götz sind an Kraft weniger. Schiller lässet die Heroen und Heroinnen wieder erscheinen, wie wenn sie vom Olymp herabkämen, noch von der erlangten höheren Glorie umleuchtet; Göthe macht selbst den Helden von St. Quentin zu einem völligen Seitenstück seines Baron Eduard, zu einem Menschen, der nicht zu leben noch zu sterben weiß."

„Am besten," sagte Wilhelm, „ist wohl immer Shakspeare's Weise, und nur, wo der Dichter nicht ausweichen kann, möchte ich die Abweichung von der Geschichte in Schillers, aber nie in Göthe's Art billigen. Es wundert mich, daß die Geschichtschrei-

der die ehrwürdigen Rechte ihrer großen Wissenschaft nicht nachdrücklicher gegen die Anmaßungen der Poesie vertheidigt haben. Denn ich bin überzeugt, daß nur gegenseitige Anerkennung der Künste und Wissenschaften in ihren gegründeten Rechten unsre deutsche Bildung zu einem Ganzen machen kann."

Coucy gab ihm darin vollkommenen Beifall. „Die einfache Ursach aber," setzte er hinzu, „ist diese, daß wir außer Johannes Müllern noch gar keine rechten Geschichtschreiber wie die Griechen, Römer und Engländer haben."

Es veranlaßte Meistern, von seiner Arbeit einige saubere Abschriften nehmen zu lassen und sie an verschiedene der ersten

deutschen Bühnen einzusenden. Denn er hielt es für anständig, daß man sich dem Volke von Anfang herein als denjenigen zeige, der man sey und seyn wolle, sobald man nur urtheilen dürfe, daß in uns oder aus uns wirklich etwas geworden sey, was unverändert fortbestehen könne und müsse. An einer willigen Aufnahme von Seiten der Directoren zweifelte er durchaus nicht.

Nur bat er seinen Freund, von der Zeit der Publicität seiner Schrift an wenigstens die ersten Jahre durch weder Journale noch Literaturzeitungen zu lesen. Denn er erklärte, die Kritik, besonders der Kunst, sey in einem so vernachlässigten Zustande, daß ein junger Schriftsteller durch dieselbe fast nur mißleitet werden könne.

Kaum waren die Handschriften abgesandt, als es unserm Freunde erging, wie jedem lebhaften Manne, der ein fertiges Werk beseitigt hat. Es war eine Lücke in seinem Geiste fühlbar, die nicht augenblicklich wieder gefüllt werden konnte. Ohne mit seinem Schauspiel unzufrieden zu seyn, sah er es doch nun bloß als ein Symbol desjenigen an, was er in der Tiefe seines Geistes noch weit umfangsreicher, weit reiner vorfand. Der Pfeil war von der Sehne fortgeflogen und sie schien ihm weniger gespannt, als er es wünschte und liebte. Es galt ein neues Anziehen, einen wiederholten Versuch. Beim zweitenmale hoffte er mit bereits geübterer Kraft das, was sein Innerstes erfüllte, noch weit reiner in einem glück-

lichen Stoffe ausprägen zu können. Und um diesen zu finden, befreundete er sich immer mehr mit Plutarch.

Zehntes Capitel.

Die Heiterkeit des Frühherbstes hatte unsere Freunde wieder aus den Stadtmauern fortgelockt. Nach einem langen Aufenthalt im ebenen Lande wünschten Beide wieder in Gebirgsgegenden zu kommen, wo die Natur nicht so früh altert, als zwischen Fruchtfeldern, und auch im Welken nicht das kahle Bild des Todes giebt.

Endlich sahen sie die blauen Rücken in

tiefer Ferne. Sie ritten den ganzen Tag bis spät in den Abend hinein, der schon wieder zeitiger und neblichter hereinzubrechen angefangen hatte. Es wurde finster. Wilhelm war müde und verlangte sehr, vom Pferde absteigen und ausruhen zu können. Und doch empfand er ein unaussprechliches Heimweh nach den bewaldeten Bergen, nach eingeschlossenen Thälern und bis auf den Grund durchsichtigen Wassern; doch ritt er an mehreren ansehnlichen Gasthöfen schweigend vorüber und heftete seine Blicke auf die Höhen vor sich, die auch wie es dunkelte, mit einzelnen, hier und dort herabschimmernden Lichtern sich bezeichneten. Er dachte mit einer Mischung von Wehmuth und Freude an die Tage des Frühlings.

Kleine und dann immer steigende Hü-

gel nahmen die Straße zwischen sich und sperrten die Aussicht; ohne sich zu senken, wand sie sich bald in einem tiefen Thale fort. Einzelne Frachtwagen zogen ihnen knarrend vorüber; sonst schien alles wild und öde. Desto überraschender trat die enge Schlucht mit einer Windung ins Breite und einige tausend Lichter funkelten vom Wassergrunde an bis hinauf gegen die höchsten Spitzen. Zugleich hörte man von allen Seiten ein Gerassel und Geklapper, wie wenn erst mit der Nacht die Thätigkeit hier anheben wollte. Aus den Schmelzhütten, Pochwerken, Hochöfen, Eisenhämmern, Silbermühlen, Steigerhäusern, die näher und ferner umher lagen, mischte sich ein höchst wunderliches Geräusch, das, so unharmonisch es war, dennoch auf Wilhelm einen sehr angenehmen Eindruck machte.

Der Ort war weder Stadt noch Dorf zu nennen. Ohne ein Thor oder auch nur eine Barriere passirt zu seyn, befanden sie sich zwischen den lose an einander gereiheten Häusern und auf gepflasterten, wiewohl menschenleeren Wegen. Ein einzelner Knabe ging im Bergmannskittel vorüber. Der Hauptmann fragte ihn nach der Wohnung des Anselmus, der im Orte der oberste königliche Beamte war. Der Junge war sogleich bereit, sie hinzuführen. Im Weitergehen erzählte er, daß der Herr, den sie besuchen wollten, in Zeit von einem halben Jahre seine Frau und beide Kinder verloren habe. Er wirthschafte jetzt ganz allein mit einem Diener und es fehle weder an Raum für die Gäste, noch für die Pferde.

Sie hielten vor einem sehr ansehnlichen

Hause still. Ein schlicht in Ueberrock gekleideter Mann öffnete die Thür und beleuchtete die Abgestiegenen mit gerunzelter Stirn etwas näher. „Es sind gute Herren, die Sie besuchen wollen, Herr Anselmus," sagte der Knabe, und entfernte sich, ohne auf einen Dank zu warten. „Seyn Sie willkommen," sagte der Hausherr einsylbig.

Er schien noch nicht über vierzig Jahr alt zu seyn; aber unverkennbare Züge vormaligen Grames oder auch einer bleibenden Unzufriedenheit spannten sein Gesicht. Das weißlich blonde Haar war schlicht, aber nachlässig gescheitelt und unter den gleichfarbigen langen Augenbraunen sahen die mißtrauischen Blicke der grauen Augen stechend hervor. — Als der Hauptmann seinen Namen nannte, ging indeß eine sicht-

bare Veränderung in ihm vor. Mit einem eigenen Lächeln, wie man es sonst etwa bei der hoffnungslosen Verzweiflung sich zu denken pflegt, das bei ihm aber das gewöhnliche worden, trat er aus seinem wortkargen Ernste in eine ganz entgegengesetzte Lebendigkeit hinüber. Er ließ Fragen und Berichte in der buntesten Reihe wechseln und vergaß darüber so ganz, sich um die Bequemlichkeit seiner, wie er versicherte, ihm sehr angenehmen Gäste zu bekümmern, daß Coucy für Wilhelm das Wort nehmen und um ein Zimmer zum Umkleiden bitten mußte. „Thun Sie sich keinen Zwang an und machen Sie sich's hier selbst so bequem als thunlich," gab er zur Antwort. Und nun erzählte er zur Erläuterung, daß auch er die Sitte habe, sich überall als Einquartirung anzusehen und ohne Umstände

von der ersten Stube, in die er hineingewiesen sey, Besitz zu nehmen.

Gegebener Erlaubniß nach wurde die ohnedies etwas wüste Studirstube nun zur Umkleidung benutzt. Wilhelm fühlte sich durch die Seltsamkeit aufgeheitert. Ununterbrochen wechselten Reden und Gegenreden. Erst als beide Gäste sich häuslich und bequem fanden, fiel es dem Wirth ein, sich zu entschuldigen, daß er den Diener hereinzurufen vergessen habe. Er holte es nach, weil einige Stühle abgeräumt werden mußten, wenn man sich setzen wollte, und der Bursche war so vernünftig, daß er ohne fernere Weisung Flaschen und Gläser herein brachte.

Aus dem lebhaften Gespräch der ersten

halben Stunde ihres Aufenthalts vernahm Wilhelm von den Lebensumständen des ihm interessanten Mannes genug, um sich in sein Wesen hinein finden zu können. Anselm hatte sich anfangs dem geistlichen Berufe gewidmet, weil der plötzliche Verlust seines liebsten Bruders ihn in eine ernste, wehmüthige Stimmung versetzte, die er für eine religiöse hielt. Auch hatte er wirklich schon einige Jahre lang das Amt eines Pfarrers bekleidet. Aber nach Verlauf derselben fand er seine Vorträge so unbesucht und alle seine Gemeindeglieder so ganz von sich abgewendet, daß er den Posten aufgab und als Schulmann an die erste Klasse einer Stadtschule trat. Jedoch auch hier widerfuhr ihm das Unglück, daß seine Mitarbeiter sich mit ihm entzweiten und die meisten Eltern ihre Kinder seinem Unter-

richt entzogen. Zur rechten Zeit für ihn traten jetzt jene Kriege ein, die Alles in Bewegung setzten. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte er seine unangenehmen Verhältnisse abermals verlassen und ging als Feldprediger wenigstens äußerlich in den früher gewählten Stand zurück. Nach seinen Reden zu schließen, hatte er sich in dieser Lage am wohlsten befunden. Er erzählte gern und oft von den mancherlei Auftritten, die das bewegliche Leben des Krieges einem des Wechsels begierigen Sinn angenehm machen.

Damals hatte er auch den Hauptmann von Coucy kennen gelernt, dem die vorzügliche Reizbarkeit seiner beweglichen Seele gefiel und der mit dem eigenen klaren und festen Sinne auf dieselbe einen starken Ein-

fluß gehabt haben mußte. Aber der Friedensschluß hatte beide Männer bald wieder getrennt.

Anselm glaubte nun hinreichend erkannt zu haben, daß kein Stand für ihn passe, der gleich dem des Geistlichen oder des Lehrers von dem Urtheil der Untergebenen abhängig ist. Er schlug darum alle Erbietungen, die ihm von der Regierung in dieser Absicht gemacht wurden, aus. Sein Vater war königlicher Beamter über die Berg- und Hüttenwerke seiner Heimath und bereits in hohen Jahren. Bei ihm hatte Anselms Familie gewohnt, während dieser in den Krieg gezogen. Zu ihm kehrte er selbst zurück; und da er schon früher ihm in seinem Geschäfte rechnend und schreibend an die Hand gegangen war, so faßte er den

Plan auf, sich in nothdürftigen Stand zu setzen, um jetzt als Gehülfe ihm förmlich beigeordnet werden zu können. Es gelang ihm, und als der Greis starb, wünschte die Anhänglichkeit der Leute an die Familie den einträglichen Posten auf den Sohn herübergebracht zu sehen. Gerade kehrte dieser aus der Hauptstadt mit der Bestätigung zurück, als ihn jenes gehäufte Unglück traf, von dem schon der führende Knabe unsern Freunden erzählt hatte. Ohne von mehr als einer leichten Unpäßlichkeit der Seinigen gehört zu haben, fand er bei seiner Zuhausekunft die Frau mit dem ältesten Kinde schon nicht mehr da. Sie waren am Tage zuvor beerdigt. Und wenige Wochen darauf folgte auch das zweite Kind den Vorangegangenen nach. — Meister fühlte sich von einem so harten Loose be-

wegt. Er meinte, aus diesen Unglücksfällen alle Züge des Gesichtes erklären zu müssen. Der wenig betonte Ausdruck der Worte, das kalte Berichtähnliche in der Schilderung seines Mißgeschicks, selbst das um den Mund zuckende seltsame Lächeln, schienen ihm Spuren eines tief nach innen, nach den Wurzeln des Lebens grabenden Schmerzes. Er äußerte bei den letzten Mittheilungen in einigen Worten herzlich seine Empfindung.

„Sie sind noch jung," versetzte Anselm, indem er ihn mit gerunzelter Stirn ansah, „und ich bin nun schon acht und dreißig Jahre alt. Sie sind auch vielleicht glücklicher als ich. Aber glauben Sie mir," setzte er mit seinem Lächeln hinzu, „man wird an das Unglück gewöhnt; ich kann

ziemlich etwas vertragen." Plötzlich ab=springend fragte er mit der angelegentlichen Erkundigungsart eines ehemaligen Schul=mannes nach Wilhelms Geburtsort, Ver=hältnissen, Beschäftigungen und Planen. Als sich dieser einen Freund der Kunst nannte, sagte er lebhaft:

„Seyn Sie noch einmal herzlich will=kommen! Ein ächter Freund der Kunst ist mir immer sehr verehrenswürdig gewesen, und als ich noch in freieren Verhältnissen lebte, habe ich selbst mehrere recht tüchtige Künstler kennen gelernt, deren Umgang mir überaus werth war. Ja, ich habe damals wohl geglaubt, zu eigenen Arbeiten einiges Talent zu haben, und es liegen noch man=cherlei Anfänge der Art unter meinen Pa=pieren."

Wilhelm fragte ihn, wie er von einer Beschäftigung abgekommen sey, die gerade einem in vielfachen Lagen versuchten Sinne den besten Erfolg und die meiste Befriedigung verspreche.

„Ich arbeitete an einem Roman," erzählte Anselm, „der die weitere Ausführung einer überaus anziehenden und noch wenig bekannten Novelle seyn sollte. Es waren auch schon mehrere Capitel fertig, als ich den unglücklichen Einfall hatte, die Handschrift einem meiner Freunde vorzulesen. Er billigte den Gedanken, aus einer Novelle einen Roman herauszuspinnen, völlig; er war auch mit mir ganz überzeugt, daß ein solches Werk den besten Halt, das größeste geschichtliche Ebenmaß der Theile, die glücklichste und befriedigendste Entwicklung

erhalten könne. Aber als er damit fortfuhr, in der besten Absicht mir die großen Anfoderungen an einen Roman vorzustellen, machte er mich so angst, daß ich gleich nach seinem Weggehen die fertigen Bogen bei Seite legte und nicht wieder vornahm."

„Und diese Bedenklichkeit war Ursache, daß Sie alle Versuche in der Kunst aufgaben?"

„Was ich zunächst vornahm, weiß ich nicht mehr. Aeußere Umstände machten mein Leben etwas unruhig. Aber wenn ich auch auf eigene Arbeiten verzichtete, so habe ich mich darum doch nicht der Kunst entfremdet. Eben jetzt beschäftige ich mich mit einer Lebensbeschreibung des göttlichen Plato, die gewissermaßen auch als ein Kunstwerk

betrachtet werden könnte." — „Sie sind fleißig," sagte der Hauptmann und deutete auf viele Folianten, Quartanten und Octavbände, die auf dem Arbeitstische und den umstehenden Stühlen aufgeschlagen und in Verwirrung unter einander lagen. „Aber Sie haben sich einen Gegenstand gewählt, der eben so schwierig ist, als man ihn anziehend nennen muß."

„Ich hoffe doch manches zu leisten," antwortete Anselm. „Erst heute hatte ich das Glück, die Nachricht aufzufinden, daß die Sage von der Atlantis durch Solon aus Aegypten gebracht sey. Bekanntlich aber stammte Plato aus der Familie des großen Gesetzgebers her, und so ist eine Dunkelheit glücklich durch die zusammentreffenden Umstände aufgehellt."

Coucy äußerte die Besorgniß, daß er seine Lebensbeschreibung des Plato vielleicht etwas zu philologisch anlegen möge. Der eifrige Anselm stellte dagegen die Behauptung auf, daß nur die Philologie, nur das strenge Studium der griechischen Schriftsteller uns von den noch immer vorhandenen Ueberresten der Barbarei des Mittelalters befreien könne.

Wilhelm erwartete jetzt ein lebhaftes Gespräch über den Werth, den die Kenntniß der griechischen Kunst für unsere Zeit und zunächst für deren Dichter habe und war sehr begierig, darüber aufgeklärt zu werden, wie groß der Schaden wirklich seyn möge, den er seinen Kunstbestrebungen durch Vernachlässigung der Griechen zugezogen. Aber sein Freund wich dem Streite

aus, indem er sagte: „So wie man ehedem bei Zweikämpfen Tages zuvor bloß den Kampfplatz bezeichnete, ebnete und umschränkte, so wollen auch wir uns heute damit begnügen, unsre gegenseitigen Meinungen in bestimmter Schärfe einander gegenüber zu stellen."

Er willigte gern in den längeren Aufenthalt, welchen Anselm lebhaft begehrte. Auch Wilhelm hatte angefangen ihn zu wünschen, seit dieser darauf drang, daß die aufgeworfene Streitfrage auf's gründlichste erörtert werden müsse. Er beschloß, zur Vertheidigung seiner Sache alle Kräfte des verständigen Nachdenkens zusammen zu nehmen und die Ordnung der ihm zufließenden Gedanken raubte ihm selbst die erste Zeit des Schlafes.

Wie leid war es ihm daher, als der Hauptmann am folgenden Morgen erklärte, die Durchführung des Streites werde ihm allein überlassen bleiben. Als er, unangenehm überrascht, die Unzulänglichkeit seiner Kenntnisse bemerklich machte, erwiederte jener lächelnd: „Sie werden vermuthlich schneller mit Ihrem Gegner fertig, als Sie es selbst denken.“

Die Ursache, warum Coucy den verabredeten gelehrten Streit an Meister übertrug, war nicht bloß seine Bekanntschaft mit Anselms wandelbarer Sinnesweise. Er gab sie seinem Freunde an.

Wir erinnern uns, daß auf den Gütern des Barons noch die Stollen und Schachte ehemals gangbarer Kupfer- und

Eisenbergwerke sich vorfanden. Nach alten Rechnungen des Familienarchivs mußte der Ertrag derselben sehr bedeutend gewesen seyn, und es war sehr glaublich, daß sie nur durch Armuth der Besitzer in Verfall gekommen. Von einer Wiederaufnahme war schon längst die Rede gewesen; aber erst jetzt sah sich der Baron als Gutsherr in solche Umstände gesetzt, daß er einen Versuch der Art in gehörigem Umfange durchzusetzen vermochte. Es galt vor allen, eine hinreichende Anzahl von bergmännischen Familien auf die Güter zu ziehen, weil die ehemals dort angesiedelten entweder längst fortgezogen seyn oder ihre Erwerbsart verändert haben mußten. Und in der ganzen umliegenden Gegend waren keine Bergleute zu finden.

In einem Landstriche, dessen sämmt-

liche Gebirge schon mit inneren Gängen durchkreuzt waren, dessen Uebervölkerung vielen Haushaltungen seine vortheilhaften Anerbietungen erwünscht machen konnte, mußte Coucy wohl jenen Plan mit Lebendigkeit wieder aufgreifen. Wenn ihn die Sitteneinfalt und Genügsamkeit, wodurch sich die Einwohner der Gebirgsländer noch immer auszeichnen, von der einen Seite reizte, so überschlug er auf der andern, welche ansehnliche Verwendungen der Graf als Gutsnachbar des Barons für die Anlegung von Fabriken zu machen bereit sey. Das schöne Bild der ganzen, in Wohlstand aufblühenden Gegend rundete sich dadurch vor seiner Seele. Denn Bergbau und Fabrikwesen schienen sich geschwisterlich zu einander halten zu müssen. Es ist nicht allein das sich ergänzende Bedürf-

niß, was beide Erwerbsweisen verbindet; es ist der tiefere Grund, daß beide in einem Stamme wurzeln, das beiden die gleichartige Fähigkeit der Bearbeiter zur treibenden Feder dient. Der Mensch muß über die Elemente des Wassers und des Feuers Herr geworden seyn, er muß diesen wilden Naturkindern durch seinen Verstand das Joch aufzulegen wissen, so steht es bei ihm, ob er sie für den unmittelbaren Gewinn der Metalle oder für die Anfertigung künstlicher Bedürfnisse in Dienst nehmen will. Darum gedeihen beide Beschäftigungen am besten neben einander; sie zusammen machen eine Gegend zu einem weiten Laboratorium, wo die Experimental-Physik eigentlich großartig geübt wird.

Als der Hauptmann unserm Freunde

diese Entwürfe und Gedanken mittheilte, mußte der letztere ihn wohl darüber entschuldigen, daß er ohne Zeitverlust an ihre Ausführung gehen und sich durch den Augenschein von der Tüchtigkeit der einzelnen Arbeiter an den verschiedenen Orten überzeugen wollte. Er selbst entzückte sich in der Vorstellung, daß der umfassende Plan gelingen könne. Ihm schien besonders das bedeutend, daß die einfache, gesunde Weise der Bergleute der kränklichen Ueberspannung, welche so viele Fabrikarbeiter zu religiösen Schwärmern macht, entgegen wirken werde, so wie umgekehrt die Wohlhabenheit von diesen die gewöhnliche Armuth unter jenen erleichtern müsse.

Aber mit einiger Bedenklichkeit dachte

er doch daran, wie er den gegen die Philologie erhobenen Streit allein mit Ehren durchführen solle.

Elftes Capitel.

Wenn es anziehend ist, Menschen kennen zu lernen, deren ganzes Leben von Einem großen Willen in immer gleicher Richtung fortbewegt wird: so ist es dagegen auch nicht uninteressant, Gemüther von ganz entgegengesetzter Weise zu finden, die zwar einen lebendigen, starken Willen, aber keine bestimmte Richtung für denselben haben. Jene gleichen der Magnetnadel, die sich ungestört gegen den fernen, wenn auch oft in

nächtlichen Meerstürmen unsichtbaren Pol hinwendet; diese aber könnte man einer solchen Nadel vergleichen, sobald sie durch nahes Eisen bald zur Rechten, bald zur Linken hingezogen wird.

Eine solche Gemüthsbeschaffenheit mußte unser Freund dem Anselm zuschreiben, wie er dessen Wesen und Beschäftigungen näher kennen lernte. Jeder neue und ansprechende Gedanke fand zuverlässig nicht allein seine bloße Billigung; die Freude über eine neugefundene Ansicht hob alle besonnene Prüfung ihres Gehaltes an reiner Wahrheit auf. Er konnte nicht anders, als sie augenblicklich für vollwichtig annehmen, bis ihm später eigenes Nachdenken oder fremder Widerspruch auf seine Uebereilung aufmerksam machte. Dann warf er das mit so

viel Wärme Aufgenommene mit eben so großer Entschiedenheit zurück, um dasselbe Spiel der Täuschung auf einem andern Punkte an sich wiederholen zu lassen. Mehr als seine Schicksale, die er mit großer Gelassenheit ertrug, hatte diese Richtungslosigkeit seines Geistes den Gesichtszügen jene trübe Spannung gegeben, die bei dem ersten Blicke so stark auffiel.

„Ich habe über unsre gestrigen Gespräche nachgedacht," begann er zu Wilhelm, „und ich muß nur gleich jetzt gestehen, daß ich meine Behauptungen größtentheils aufgegeben. Was kann daran liegen, ob Plato den Mythus von der Atlantis, vom Solon oder ob er ihn anderswoher hatte? Was liegt überhaupt an allen kleinen Lebensumständen des großen Weisen,

die zum besseren Verstehen seiner Ansichten so gut wie gar nichts austragen? Ja, wie ungewiß muß es bleiben, ob nur zehn Männer in ganz Deutschland die vielgerühmten Ideen des Plato eigentlich kennen und ob unter diesen zehen einer ist, der sie billigt? Für einen einzigen aber ein Buch zu schreiben, das nichts weiter für ihn wäre, als ein äußeres Hülfsmittel, ist doch wirklich gegen zu große Arbeit zu wenig Lohn."

„Wie war es aber möglich," fragte Wilhelm ganz verwundert, „daß Ihnen diese Betrachtungen nicht beim Anfang Ihrer Arbeit einfielen?"

„Ich las Plato's Werke in der Uebersetzung von Schleiermacher," erklärte An-

selm, „und wenn Sie das jemals auch thaten, so werden Sie begreifen, daß ich mich von der einen Seite stark angezogen, aber auch auf der andern große Schwierigkeiten fand, aus jedem Gespräche den Hauptgedanken herauszunehmen. Je mehr Werth ich von je auf Plato's Ideen setzen hörte, ohne doch mein Lebtage Einen gefunden zu haben, der davon klaren Bescheid zu geben wußte, um desto mehr wurde ich gereizt, dieselben nicht allein für mich zu erkennen, sondern auch andern faßlich darzulegen. Und dazu schien mir eine Lebensbeschreibung das beste Mittel. Wie leicht mußten sich da alle jene berühmten Ideen in derselben Folge, wie sie Plato's forschender Geist entdeckte, hervorheben lassen! Wie natürlich sich eine aus der andern und alle aus seinem Geist und seinem Leben erklä-

ren! Aber freilich fand ich bald, daß dazu eine Ordnung der Werke nach der Zeitfolge noth sey und nun sah ich mich in die peinlichen philologischen Forschungen über Aechtheit einzelner Stücke, wie über ihre frühere oder spätere Abfassung hineingezogen. So unbelohnend solche Untersuchungen dem Unbefangenen erscheinen, solch eine wunderliche, ganz unbegreifliche Gewalt haben sie doch, den einmal Angezogenen fest zu halten. Es ist, in Ernst gesagt, als wenn ein Mensch in Verbündniß mit dem Bösen tritt, wo er auch fester gehalten wird, als in jedem Bunde mit etwas Gutem. Erinnern Sie sich nur, wie Niemand so ganz in entlegenen Kleinigkeiten lebt, als der Philologe; wie die geistreichsten Männer, denen es gewiß nicht an Urtheil fehlte, doch bald in den Geschmack kamen, die unbe-

deutendste verschiedene Lesart des unbedeutendsten alten Schriftstellers mit einer Mühe zu untersuchen und zu würdigen, die sie an das Lesen eines ganzen Stücks von Schiller gewiß nicht gewandt haben würden. Anders als aus einer Art Verzauberung kann ich mir das nicht erklären. Und dieser Zauber wirkte auch auf mich, sobald ich einmal unter die Folianten und Quartanten gerathen war. Einige Conjekturen, die ich machte, schienen mir um so bedeutender, je mehr sie hundert andere, die ich in meinen Büchern fand, wirklich übertrafen. Jetzt hat sich jener Zauber verloren, und ich sehe die unermeßlichen Schwierigkeiten meines undenkbaren Planes zu wohl ein, als daß ich ihn nicht lieber ganz aufgeben sollte."

Wilhelm mußte das billigen; denn von

einzelnen Conjekturen bis zu der glücklichen Auseinandersetzung von Plato's Ideen schien ihm wirklich ein unermeßlicher Weg. Aber er konnte sich nicht enthalten, über Anselms wunderlichen Vergleich zu lachen. Es fiel ihm ein, wie oft er selbst von dem Conzipienten seiner Lehrjahre im Anfang mit einem Zauberer verglichen war, zu einer Zeit, da er noch wenig Bezauberndes in seiner Gewalt oder Natur hatte.

Indessen war Anselm neugierig, zu erfahren, was Meister seinen gestrigen Behauptungen entgegengesetzt haben würde, falls er bei ihnen geblieben wäre.

„Es war nur wenig," versetzte er. „Ich wollte es vornämlich durchzuführen suchen, daß alle Ansprüche, welche die Phi-

lologen machen, auf einem Fehlschlusse beruhen. Sie setzen es als Grundsatz voraus, daß die Griechen in Sachen des Geschmacks und der Kunst unübertrefflich seyen und das läßt sich ohne Weiteres zugestehen, wenn man nur an die Vorzüglichen unter ihnen denken will. Da nun jeder Mensch sich am leichtesten durch die Kunst zum reinen Geschmack bildet, so folgern sie, daß wir uns eben deshalb durch die Griechen und nach den Griechen zu bilden haben."

„Das scheint mir aber ein sehr richtiger und kein Fehlschluß," sagte Anselm.

„Er ist es doch wohl," meinte Wilhelm. „Denn wenn die Griechen wirklich zu der höchsten Kunst, zum lautersten Geschmack gelangten, so müssen wir, um zu

demselben Ziele zu kommen, uns fürwahr nicht sowohl durch sie als wie sie, nicht nach ihnen, sondern gleich ihnen bilden. Sehen wir aber auf die Art, wie sie sich bildeten, so finden wir in ihnen ein Volk, welches durchaus nur die eigene Literatur und Sprache kannte und schrieb, durchweg nur die eigenen Schriftsteller las und so viel ich darüber urtheilen kann, nicht einmal aus Liebhaberei eine fremde Sprache neben der seinen lernte. Wenn der Deutsche überall seine Mundart daran giebt, wie er über die Gränzen tritt, so blieben die Griechen — nationaler als selbst die Franzosen — in Palästina, Aegypten, Indien und Italien hartnäckig bei der ihren. Ja ich glaube nicht, daß sie nur selbst diese etwas philologisch kennen lernten, daß sie während der ganzen Zeit ihrer Blüthe nur

eine einzige Grammatik der eigenen Sprache hatten. Um es kurz zu sagen, sie waren das am wenigsten philologische Volk aller Zeiten, und darum ist es schwer zu denken, daß ihnen diejenigen nachkommen werden, die ihre Sprache ehren, dem bildenden Geist in ihnen aber geradezu widerstreiten."

„Wirklich," sagte Anselm, „es wäre der Mühe werth, daß Sie Ihren Angriff auf die Philologie weiter ausbildeten. Es ließe sich Ihren Sätzen eine Schärfe geben, die eine Widerlegung schwer machen müßte."

„Meine Kenntniß der griechischen Literatur ist so unvollkommen," gestand Wilhelm, „daß meine Abneigung vor der Philologie sehr zweideutigen Ursprungs scheinen dürfte. Uebrigens wünschte ich nichts mehr,

als nur so weit damit bekannt zu werden, daß ich über das Wesen der alten Kunst ein anderes Urtheil hätte, als das aus Winkelmanns, Herders, Schlegels und andern Schriften entlehnte."

„Damit kehren Sie aber zur Billigung der Philologie zurück," meinte Anselm.

„Ich werde mich gern mit dem Lesen von Uebersetzungen begnügen," sagte Meister. „Mag man gegen die vorhandenen Arbeiten der Art noch so vieles einzuwenden haben: so viel ist mir ausgemacht, sie sind doch besser, als meine eigene Verdeutschung je werden könnte. Und darum gebe ich ihnen auch billig vor dem Lesen des Originals den Vorzug. Denn es ist ja auch in diesem Fall nicht der Urtext, wel-

cher auf uns einwirkt und an uns bildet, sondern zunächst unsere eigene, wenn auch nur im stillen Innern vorgenommene Uebersetzung. Dazu kommt, daß ich am meisten aus dem Ueberblick des Ganzen lerne. Und nur in einer Uebersetzung kann ich ein ganzes Drama des Sophokles in seinem Plan, in der Vertheilung seines innern Bau's, in dem Fortschritt seiner Entwicklung übersehen. An kleinen Schönheiten einzelner Verse mag ich vielleicht dabei verlieren; aber der Verlust ist nicht unersetzlich, die sind es auch gewiß nicht, um derentwillen man die Griechen lesen muß."

„Ganz das nämliche," versetzte Anselm, „ließe sich wieder gegen alle philologische Bildung, auch der Jugend bemerken." — „Es käme auf den Versuch an," meinte

Wilhelm, „ob man mit deutschen Uebersetzungen in den Schulen nicht mehr erreichte, als mit dem zerhackten Lesen der Originale. Da die Einführung der Philologie in dieselben schon vor Jahrhunderten in der Absicht geschehen sey, um dadurch eine freiere menschliche Bildung zu veranlassen, so dürfe man gegenwärtig doch wohl nachsehen, ob man den angegebenen Zweck auch erreiche. Die Philologen selbst zwar behaupteten das allerdings; der Nicht-Philologe finde aber an ihnen und ihren Schülern den großen, freien Geist, die attische Urbanität, den Wohllaut der Sprache, den reinen Geschmack des Styles durchaus nicht, wodurch die Nachfolger der Hellenen sich bezeichnen müßten. Die deutsche Kunst sey vielmehr von Männern emporgebracht, die wohl nur wenige griechische Sprachkennt-

niß gehabt haben möchten. Mit demselben Sinne, mit welchem man ehedem die griechischen Schulen anlegte, um einen edlen Zweck zu erreichen, könne man immer den Versuch wagen, einmal jene Veränderung des Planes eintreten zu lassen. Der Lehrer habe dann mit den Worterläuterungen weiter nichts zu thun und könne mit desto mehr Erfolg die Schwierigkeiten des Sinnes erklären. Und sobald man nur die Idee auszuführen anfange, werde es an Versuchen zu besseren Uebersetzungen eben so wenig fehlen, als wir sonst an Schulbüchern unter uns in irgend einem Stück Mangel hätten."

„So sehr Sie in Ihren Behauptungen und Vorschlägen Recht haben mögen," sagte Anselm, „so wenig wird es doch ge-

lingen, die Philologie aus dem Jugendunterrichte zu verdrängen. Allerdings leistet sie das nicht, was man sich von ihr zu Anfang versprach, sie bildet weder den Geschmack, noch die Sitten. Aber man hat auch schon längst aufgehört, die Schulerziehung auf diese beiden Punkte zu beziehen. Unsere heutige Bildung ist nicht auf die Kunst, sondern auf die Wissenschaftlichkeit angelegt, und für diese ist das Sprachstudium wirklich zu der Basis geworden, die es für jene nicht seyn konnte."

Wilhelm erklärte sich zufrieden, wenn man nur den Künstler von den Patronatsrechten der Philologie frei spreche und ihm das Lesen guter Uebersetzungen erlaube. Anselm war sogleich bereit, ihm den Dienst eines erläuternden Gehülfen zu leisten und

wollte die neue Idee des Studiums der Alten in ihrem ganzen Umfange versucht haben. Voß's Uebersetzung des Homer und Herders Anthologie waren unter seinem Büchervorrath. Der Diener wurde in eine benachbarte Stadt geschickt, um von seinen Freunden, den Lehrern am dortigen Gymnasium, andere Verdeutschungen zu leihen. Wilhelm lag besonders daran, die griechischen Tragiker kennen zu lernen, und er verschrieb sich dazu den Aeschylus von Stolberg und was von Sophokles und Euripides einzelnen Werken gut übersetzt worden ist.

Als der Hauptmann schon zu Mittag die Bekehrung des Anselmus von der philologischen Manier vernahm, sagte er lächelnd: „Man ist es an Ihnen schon

gewohnt. Als ich Sie zuerst kennen lernte, arbeiteten Sie gerade an einem Werke über die Liturgie, und nach den großen Zurüstungen, die ich Sie machen sah, hätte ich ein grundgelehrtes Hauptwerk erwartet. Eben wie gestern lagen die Folianten aufgeschlagen auf Ihrem Arbeitstisch. Aber wenige Tage darnach waren sie eben wie heute verschwunden."

„Es ist wahr," sagte Anselm ernsthaft, „ich habe schon mancherlei unternommen, das ich nicht zu Ende führte. Aber ich kann mich unmöglich überwinden, eigensinnig aus bloßer gerühmter Consequenz mich einer Arbeit aufzuopfern, die mir nicht mehr genügt und an deren Erfolg ich angefangen habe zu zweifeln. Voraus aber läßt sich nicht alles so genau

berechnen und wägen, daß man da so=
gleich alle Einwendungen und Bedenklich=
keiten beherzigen könnte."

Zwölftes Capitel.

Wir lesen in den Nachrichten aus jenen Zeiten, wo die altgriechischen Dichter zuerst wieder im westlichen Europa bekannt wurden, von einem fast unglaublichen Einfluß, den sie auf die Denkart und die Bestrebungen ihrer ersten Leser und Bearbeiter hatten. Ob es die Neuheit der Vorstellungen war, die sie auf einmal in eine an sich selbst veraltende Zeit brachten? Oder ob das reifere, zur richtigen Schätzung mehr

geeignete Alter, in welchem zuerst Männer und nicht Knaben sie lasen, daran den größeren Antheil hatte? Oder ob der Eindruck des Schönen ohne Varianten und wissenschaftliche Scholien reiner und eben darum auch stärker war? Wer mag darüber entscheiden! Vielleicht wirkten alle diese Gründe zusammen. Unläugbar ist es aber, daß die alten griechischen Dichter bei aller größern Richtigkeit unserer Ausgaben, bei aller bessern Zusammenstellung der nöthigen Vorarbeiten, bei aller größeren Bildung unserer Zeit, doch für gewöhnlich nicht mehr so stark auf die Gemüther wirken, als sie auf Boccaz, Petrark, Melanchthon, Fizinus und so manche andere berühmte Männer der früheren Jahrhunderte gewirkt haben.

So wie sich aber der Charakter einer

früheren Zeit zuweilen in einer einzelnen Erscheinung spät wiederholt, so äußerten die wenigen Griechen, welche Meister bloß in Uebersetzungen las, auf ihn einen Einfluß, der an jene Zeiten ihrer ersten Wiederaufnahme erinnern konnte. Wir wagen nicht, es vollständig erklären zu wollen, wie sich dieses in seiner Seele vermittelte, wie es bei der Unvollständigkeit seiner Quellen überhaupt möglich war. Die Lösung solcher Probleme überlassen wir gern dem Scharfsinn Anderer, indem es uns genügen muß, nur das Bedeutendste von dem hervorzuheben, was die sogenannten Wanderjahre unseres Freundes zugleich zu Jahren des Weiterstrebens machte.

Plutarchs Lebensbeschreibungen in einer, immer doch etwas ungelenken Uebersetzung

hatten Meistern zuerst stark ergriffen. Ganz auf ihr Lesen vorbereitet, übersah er alles Steife des deutschen Ausdrucks und hielt sich allein an den Inhalt, den er mit einem leichten Ueberblick faßte. Die Größe des Alterthums war ihm anschaulich, fühlbar geworden, nicht bloß in den einzelnen Charakteren des Biographen, sondern zugleich in ihrer die Volksverfassung begreifenden Basis. Er erkannte sie als etwas, das nicht bloß Griechen oder Römern möglich gewesen, nein als etwas allgemein Menschliches, dessen Geheimniß dem Cid wie dem Camill und Epaminondas und überhaupt allen bedeutenden Menschen aller Völker und Zeiten offenbar worden sey. Er glaubte dessen lösende Formel selbst zu kennen. Inneres Gesetz statt des äußeren Gebotes und unverbrüchliche Treue gegen dasselbe,

das war nach seiner festen Ueberzeugung der Stein der Weisen, der in das todte Liegende der Alltäglichkeit das gediegene Gold eines reinen Seelenadels hinein schuf.

So hatte er seinen Camill bearbeitet; in diesem Sinn hatte er die Heldengallerie des Plutarch mit immer neuer Bewunderung auf das wiederholteste betrachtet. Die zahlreichen Stücke derselben ließen ihn beinahe des Cid vergessen; wenigstens erschien er ihm wie ein vereinzelter Stern gegen Griechenlands und des alten Roms vollbestirnten Himmel. Dort, in der längst untergegangenen Zeit eines anderen Glaubens, anderer Verfassungen, anderer Lebensweise sah er die Majestät des himmlischen Ideals am herrlichsten sich verklären. Alles, was andere Jahrhunderte Aehnliches aufstellten,

dünkte ihm nur als eine Erinnerung der ewigen Natur an ihre ehemalige schönste Offenbarung; ein Versuch, die träumenden Geschlechter mit beschämendem Zuruf zu erwecken. Er selbst glaubte in Stunden der Begeisterung diesen Zuruf zu hören, und dann wiederholte er wohl jene im Frühlinge gesprochenen Worte: „Warum sollten wir muthlos auf die entschwundenen Griechen sehen? Ist nicht ein schönes Leben noch immer möglich?"

Aber jenes Doppelte in seinem Wesen, jene mit der Treue so eng verbundene und doch ihr so stark entgegenwirkende Sehnsucht, war noch immer nicht in Einheit aufgelöset. Und wie dieser widerstrebende Zug nach zwei verschiedenen Seiten ihn wohlthätig gespannt hatte, da er sein erstes

Hauptwerk arbeitete und darin der großen Treue huldigte: so führte er ihn auch jetzt vom Plutarch weiter und öffnete sein Herz, daß Homer, Aeschylus, vor allen andern aber Sophokles mit seiner wunderbaren Schönheit frei hineindringen konnten.

Ein Held zu werden in dem Sinne, wie seine Vorstellungen es so herrlich ausmalten, das war ihm unmöglich; eben so unmöglich, das allgemein Menschliche, welches er in seinen Vorbildern nur entwickelt sah, an sich selbst zu entweihen. Darum hatte die griechische Größe für ihn nicht allein etwas Erhebendes, sondern zugleich etwas Beängstigendes, bis er sich eben erinnerte, daß die Kunst ihm schon einmal in solchem Zwiespalte den Frieden gebracht habe.

„Wie nahmen sich denn Aeschylus, Sophokles und Euripides?“ fragte er, „sie, die jenen großen Menschen noch so viel näher standen, die unter gleichen äußern Begünstigungen selbst großartig mußten denken lernen? Da sie keine Helden wurden, wie lös'ten denn sie jene ewigen Foderungen des Göttlichen? Sehnten sie sich bloß mit Ossians elegischen Klagen um die Vergangenheit nach einer Kraft, die sie selbst zu gewinnen keine Schritte thaten? Oder haben sie ein Geheimniß, wie ich es auch für mich bedarf und suche?“

Er ahnte es, was die griechischen Dichter ihm seyn, was er von ihnen lernen müsse. In der Gegenwart oder Vergegenwärtigung der Größe ein Künstler seyn können, der sie bloß spiegelt und verklärt;

und auf der Bahn des Schönen eine gleich würdige und doch eigenthümliche Größe finden — das konnte er nur am Aeschylus und Sophokles begreifen. „Ja," rief er mit fester Ueberzeugung, „es gab in Griechenland noch eine Hoheit außer der, welche mir Plutarch schildert, eine innere Treue von noch anderer Art, als Epaminondas, Aristides, Leonidas bewiesen. Von euch, ihr Dichter, muß ich sie lernen. Ihr waret ganz gewiß in eurer Seele auch groß, auch in eurem Gemüthe von einem freien innern Gesetze geregelt; ihr ruhetet sicher auf einer eigenen Grundlage, ohne mit schwankender Neigung nach der fremden euch hinüber zu beugen. Und darum müßt ihr nicht lehren, wie ein Sinn gleich dem meinigen frei neben den kolossalen Götterbildern des Plutarch emporstreben, wie er sie bewundern,

ja verherrlichen kann, ohne sie doch selbst-verkennend nachzuahmen."

Seine Hoffnungen wurden immer festere Erwartungen, je öfter er darauf zurückkam und je bestimmter er sie sich ausbildete. Da war es gerade, als der Aufenthalt bei Anselmus ihm die Ausführung seiner schon gemachten Entwürfe erleichterte.

Anselmus war schon durch seine jugendliche Bildung mit dem griechischen Alterthum vertraut worden und seine spätere Anstellung als Schulmann hatte diese Bekanntschaft wieder erneuert. Begeistert, wie er jetzt eben für die Gedanken seines Gastes war, nahm er an dessen Beschäftigungen den lebhaftesten Antheil. Er leistete ihm den wesentlichen Dienst eines vernünf-

tigen Erklärers. Ohne seine Erläuterungen aufzudringen, war er doch mehrentheils im Stande, die gefoderten auf eine genügende Weise zu geben. Wilhelm wurde ihm für seine Theilnahme so gewogen, daß er an seinen Wankelmuth zu denken bald ganz aufhörte.

Man las zuerst den Homer nach der neuern Voßischen Uebersetzung. Aber mehr als das Steife ihres Ausdrucks war unserm Freunde ein Umstand widerlich, der in dem Originale selbst lag. Viele der vorkommenden Helden schienen ihm den Charakter ächter Helden gar nicht zu behaupten. Und gerade diesen hatte er eben in einem Heldengedichte und von einem griechischen Dichter am glänzendsten dargestellt zu finden erwartet.

Anselm wiederholte die von neuern Schriftstellern oft gemachte Bemerkung, daß die Beweglichkeit des griechischen Gemüthes keinen solchen eisernen Muth zugelassen habe, als man ihn bei den Rittern des Mittelalters finde. Man müsse hier die Eigenthümlichkeit des fremden Volkes nicht verkennen.

„Das ist falsch," sagte Wilhelm entschieden; „das heißt die ganze griechische Nation herabwürdigen, um einen Flecken an dem einzelnen Homer zu verwischen, so wie man das deutsche Volk herabgewürdigt hat, um Göthen als Repräsentanten seines Wesens darstellen zu können. Wie? die Griechen sollen keine andern Helden gehabt haben, als jene, die nun übermüthig sich rühmen, nun vor ihrem Gegner unrühmlich

laufen? Eine Festigkeit, die auch dem Tode in der Gestalt eines überlegenen Kämpfers ruhig entgegen tritt, die soll unter ihnen so wenig gewesen seyn, daß nicht einmal Dichterphantasie auf ihre Darstellung kam? Haben, die dieses behaupten, nie einen Blick in den Plutarch gethan? Haben sie nie von Kodrus, Leonidas, Epaminondas, Timoleon, nie von spartischem Muthe und von Perserschlachten gehört? Und das ist doch noch nicht die bewunderte Heroenzeit, welche Homer besingen will. Ich bin in voraus fest überzeugt, daß Aeschylus und Sophokles uns bessere Helden schildern, und darum wollen wir nur lieber gleich zu ihnen übergehen."

Er ließ den Homer für jetzt liegen. Später, da ihm die älteste Uebersetzung der

Odyssee von Voß und Wobesers Verdeutschung der Iliade in die Hand kamen, lernte er den großen Dichter wieder mehr anerkennen. Für jetzt aber suchte er seine Heldengestalten aus dem Plutarch bei den griechischen Künstlern wieder, und weil er sie beim Homer nicht gefunden, wendete er sich zu den Tragikern.

Freilich fand er auch hier zu seinem Leidwesen nicht jene historischen Charaktere, die er in ihnen gesucht hatte. Aus der eigentlich geschichtlichen Zeit waren nur die Perserinnen des Aeschylus, gerade eine der schwächsten Arbeiten. Aber er vergaß dieser Täuschung bald, wie das innere Wesen der beiden großen Künstler in seiner kräftig zusammengehaltenen Einfalt sich ihm aufschloß. Waren die vorgestellten Helden

auch nicht die erwarteten, so waren sie doch ihres Namens nicht unwürdig, sie störten ihn nicht, sie duldeten es, daß er seine eigenen hohen Vorstellungen ganz in sie hineintrug. Und was erst leise, dann immer gewaltiger, gleich der ächten Liebe, auf ihn einwirkte, das war der noch unbegriffene Zauber des vollesten innern Ebenmaßes, diese Freiheit in allen Werken, ja man möchte sagen, in allen einzelnen Versen eines jeden der beiden Dichter. Solch eine Harmonie war ihm in Schriften noch nirgend vorgekommen; des Aeschylus wie des Sophokles ganzes Wesen schien ihm wie in einem reinen Guß in ihren Werken abgebildet. Er war kühn genug, an den einzelnen Versen herumzutasten, um zu sehen, ob nirgend auch nur eine kleine Ungleichheit fühlbar sey, und immer mehr entzückt

überzeugte er sich, daß sie jedem Vorwurfe unzugänglich wären.

„Hier ist das Geheimniß!" sagte er sich unzähligemale selbst; „so muß des wahren Dichters Gemüth seyn! Hier ist Treue, wie er sie haben kann, eine Treue gegen inneres Gesetz, mit welcher er kühn sich neben die Helden stellen darf!"

Wie nur einem Wanderer zu Muthe seyn könnte, dem in der Irre der freundliche Tag aufgeht, und mit der Entfernung alles beängstigenden Dunkels zugleich die längst gesuchte Heimath ganz nahe auf einem glänzenden Hügel zeigt, so war unserm Wilhelm zu Sinne, wie der Geist des erhabenen Aeschylus und der des schönen Sophokles ihm das eigenthümliche Wesen

des rechten Dichters verständlich machten. Es schien ihm das Geheimniß von Mathildens Wesen zu seyn, welches so einfach klar und nur wegen seiner Einfachheit so räthselhaft aus ihnen an sein Herz hinübersprach. Er glaubte noch nie glücklicher gewesen zu seyn, und wirklich war er der Einheit seines ganzen Wesens auch noch niemals näher.

„Wie war ich doch damals so weit von der wahren Poesie ab," sagte er zu sich selbst, „als ich sie in Göthen zu finden glaubte! und wie wenig müssen diejenigen von der griechischen Kunst verstehen, die Göthen für einen neuern Griechen halten konnten! Wie weit ist diese römische, sinnliche Ueppigkeit von Sophokles reinem Sinne, wie weit des Deutschen unklare,

bunte Mannigfaltigkeit von des Griechen himmlisch reizender Einfalt entfernt! Wie lebt dieser so ungetheilt in seinem Glauben, wie zart hebt er dessen schöneren Sinn in seinen Bildern hervor und wie charakterlos buhlt der Deutsche in ewigen Widersprüchen um allen Glauben aller Völker! Wie ist dort die friedliche Uebereinstimmung der ruhigen Gewißheit in allen Theilen, und wie muß der Deutsche mit seinem bunten Quodlibet allen streitenden Partheien zugleich mit Motto's aushelfen! Wie ist bei jenem die Sprache so edel, jedes Bild so bezeichnend, jede Gemeinheit so natürlich vermieden und wie konnte man um einzelner besseren Stellen die bloße Leichtigkeit und Präzision des Styles, die sich dann aber mit prosaischer Nüchternheit regelmäßig verbindet, wie konnte man die beim

Deutschen für etwas griechisches halten!" — Er nahm sich vor, gegen die herrschenden Kunsturtheile künftig stets auf seiner Hut zu seyn, weil sie ihn bisher schon öfter irre geführt hatten. Statt auf das oberflächliche Gerede über griechische Kunst nur irgend zu achten, wollte er, so weit seine Kräfte und Kenntnisse reichten, die griechischen Tragiker selbst untersuchen und, ohne von dem Standpunkte seiner Zeit und seines Volkes zu weichen, nur dasjenige von ihnen lernen, was ewig und jetzt noch eben so jung, eben so menschlich, eben so natürlich und schätzbar ist als vor mehr denn zwei Jahrtausenden. Er wollte des Aeschylus, des Sophokles Sinn, nicht ihre Formen gewinnen; denn er war gewiß, daß jener und nicht diese sie zu Dichtern gemacht hätten. Und darum faßte er unter andern

Vorsätzen zugleich auch diesen, daß er wie sie streng bei der dramatischen Poesie bleiben und auch da nicht mehr in allerlei Formen wie Göthe herumwanken, sondern wie die Griechen in wenigen die Meisterschaft suchen wolle.

Dreizehntes Capitel.

„Schön und gut!“ — sagte Wilhelm nachdenklich. Er hatte den bei den griechischen Prosaikern gewöhnlichen Ausdruck eben in Schleiermachers Uebersetzung des Plato gefunden.

„Als ich noch an der Biographie arbeitete,“ sagte Anselm, „hat mich die seltsame Zusammenstellung beider Worte warm gemacht.“

„Warum seltsam?" fragte Wilhelm. „Halten Sie denn das Schöne und Gute für unvereinbar?"

„Wenigstens," antwortete Anselm, „glaube ich, „daß ein ursprünglicher Widerstreit zwischen reiner ästhetischer und reiner sittlicher Billigung, zwischen dem Schönheitssinn und dem Gewissen, zwischen Kunst und Moral bestehe."

„Nimmermehr!" rief Wilhelm. „Dann hätten ja die finstern Eiferer Recht, die uns um der Sittlichkeit willen die Kunst nehmen wollen; dann wäre jede Vertheidigung der künstlerischen Bestrebungen unmöglich! Von den Anfoderungen der Sittlichkeit vermag uns nichts, auch nicht das glücklichste Talent für die Kunst zu entbinden. So-

bald der reine Kunstsinn etwas ist, dem die reine Sittlichkeit widert, so ist seine Ausbildung schon verurtheilt, und wo Einzelne sie noch suchen, so wird doch das Volk sie hassen und national wird die Poesie dann niemals."

Anselm zuckte die Achseln. „Es sollte mich wundern," sagte er, „wenn Sie noch nie etwas ästhetisch gebilligt hätten, was Sie moralisch mißbilligen mußten."

„Daß ein Widerstreit zwischen dem Kunsturtheile und dem Urtheile des Gewissens bestehen könne," versetzte Wilhelm, „das vermag ich nicht zu läugnen. Aber nie werde ich es einräumen, daß er nothwendig, daß er bleibend und allgemein sey. Es besteht ja auch ein Widerspruch zwischen

dem sittlichen Gefühl und unsrer Neigung, den man eben so wenig läugnen kann, als man ihn für naturgerecht anerkennen darf. Ja mich dünkt, eben dieser zweite Widerspruch könne und müsse den ersten erklären. Das sittliche Gefühl hat wie das ästhetische mit der Neigung den Reiz gemeinschaftlich. Freilich ist der Gürtel, welcher diesen webt, bei jenen himmlischen ein anderer, als bei der letztern. Aber wenn sich das sittliche Gefühl mit der Neigung nie aussöhnt, ohne einen vollständigen Sieg, so ist dagegen das ästhetische Gefühl bei Tausenden unter uns nicht gebildet genug, um seinen eigenen göttlichen Ursprung zu ehren. In dem Wahne, seinen eigenthümlichen Reiz durch den irdischen der Neigung zu verstärken, schließt es mit ihr einen Frieden, den das gebildetere Gewissen verschmäht. Die ver=

kehrte und von diesem mit Strenge verfolgte Neigung rettet sich gern unter das Protectorat des Schönen. Gerade, weil dessen Unabhängigkeit neben dem Guten nicht geläugnet werden kann; gerade, weil es Anmaßung scheint, die Empörerin in das fremde, freie Gebiet zu verfolgen und im Reiche des Schönen die Gerichtsbarkeit des Guten ausüben zu wollen; gerade darum sehen es unsittliche, über die Würde der Kunst unklare Menschen so gern, wenn verblendete Dichter sich der verkehrten und vom Gewissen verfolgten Neigung als Anwalde annehmen. Es ist nicht das reine ästhetische Urtheil, welches hier mit dem sittlichen, es ist nicht die Kunst, welche mit dem Gewissen streitet: nein, es sind nur die Wieland und Göthe, welche diesen Streit unwürdig aufnehmen. Lassen Sie

den Schönheitssinn die Ueberläuferin zurückweisen und fremde Rechte, wie billig, heilig halten, so wird kein Krieg entstehen. Das Schöne wird neben dem Guten friedlich und unabhängig seine ausgedehnte Wirksamkeit üben und das eigene Vermögen um so mehr vergrößern, je weniger es von der Neigung Reize borgt und sich verschuldet. So war es in Griechenland. Nirgend kann ich in unserm Sophokles eine Spur davon finden, daß er die Sinnlichkeit unter den Schutz des Schönen gestellt und gegen die sittliche Strenge vertheidigt hätte. Und eben darum konnte bei den Griechen das Schöne unabhängig und friedlich neben dem Guten bestehen, eben darum entwickelte es seinen reinen himmlischen Reiz so blühend, eben darum wurde die Kunst dem Volke so werth."

„Sie erklären viel,“ entgegnete Anselm, „aber, lieber Freund, noch lange nicht alles. Ich fragte Sie, ob Sie nie etwas ästhetisch gebilligt hätten, das Sie nach sittlichem Urtheil mißbilligen mußten, und wie mir scheint, haben Sie darauf befriedigend geantwortet. Aber es findet sich eben so häufig, daß man etwas ästhetisch mißbilligt, was dem sittlichen Urtheile wirklich genug thut, und diese Erscheinung möchte Ihnen schwerer zu erklären seyn. Sie können doch unmöglich behaupten wollen, daß es bloß das ungebildete, mißleitete Kunstgefühl sey, welches sich von den personifizirten Tugendregistern abwendet, sobald sie poetisch dargestellt werden? daß diese bloß mit der Addresse eines Namens versehenen leibhaften Ehrlichkeiten, Wohlthätigkeiten u. s. w., diese Engländer und Oheime des Lafontaine,

diese Schiffskapitains und Pfarrer des Hermes, diese Hofräthe des Iffland, daß die uns billiger Weise ästhetisch gefallen sollten, wo sie es doch unmöglich können? Nun aber sagen Sie mir, was hat das sittliche Urtheil an ihnen auszusetzen? Sind sie nicht, wenigstens einige von ihnen, rein moralisch? Sollte man nicht wünschen, mit lauter solchen Leuten im wirklichen Leben umgehen zu können? Wie wollen Sie es denn nennen, wenn der gebildete Geschmack sich offen von etwas wegwendet, was das gebildete Gewissen lobt? Ist das nicht Widerspruch, nicht eigentlich nothwendiger, in der Natur beider Anlagen gegründeter Widerspruch? Und muß darum das Gewissen nicht den Schönheitssinn, nicht dieser jenes als eine feindselige Kraft argwöhnisch beobachten?“

Wilhelm wußte keine Antwort, die ihm selbst genügt hätte. Er versank in Nachdenken. Daß des Anselms poetische Tugendregister ihm nicht gefielen, war unläugbar; bei all seiner geschärften sittlichen Strenge konnte er nicht umhin, die genannten Charaktere als langweilig zu erkennen. Aber dagegen fand er doch die vollendete sittliche Reinheit des Cid, des Camillus, des Max Piccolomini und Marquis Posa, Fouqué's Bertha von Lichtenried, Shakspeares Cordelia und Sophokles Antigone und vieler andern, sehr genau gezeichneten Charaktere nicht unpoetisch.

„Eine Lösung muß es geben!" sagte er sich oft. „Sie liegt in diesen gelungenen und doch fleckenlosen Gestalten, liegt im ganzen Sophokles, liegt in der Zusam-

menstellung des Schönen und Guten im Munde des feinfühlenden griechischen Volkes — aber wie sie aussprechen?"

Der siegsgewisse Anselm reizte ihn, so oft sich Gelegenheit fand und erzählte auch dem Hauptmann von ihrem Meinungsunterschied. Coucy war so ganz mit seinen Planen, mit dem Besuch der verschiedenen bergmännischen Anlagen und der Aneignung der nöthigsten Kenntnisse aus eignem Augenschein beschäftigt und hatte selbst in den Abendstunden so manches aufzuzeichnen und so viele Briefe zu schreiben, daß er die Studien und freundschaftlichen Zwistigkeiten der beiden Andern wenig beachtete. Als ihm Anselm davon Nachricht gab und Wilhelm nöthig fand, dessen ironische Darstellung hin und wieder zu berichtigen, sagte

er bloß zu dem letztern: „Sie scheinen mir auf dem rechten Wege. Wenn man in eine Stadt kommt, die von zwei Partheien gespalten ist, so glaubt die eine gewöhnlich schon darum ein Mitglied an uns gefunden zu haben, weil wir uns der andern nicht anschließen. Da Sie die kraft- und marklose Misere göthischer Helden von sich wiesen, hätte man befürchten können, daß Sie der faden Unbedeutenheit der Compendientugenden in Gestaltung sich annehmen möchten. Mit Recht transportiren Sie diese wie jene über die poetischen Gränzen. Die Poesie ist nicht dazu da, um den Donner des Gewissens zur Verstärkung mit der Flöte zu begleiten und das Moralcompendium ist kein Maß für die Phantasie des Dichters." — Nach diesen Aeußerungen zog er sich von dem weiteren Streite zurück

und wünschte nur die letzten Resultate desselben kennen zu lernen.

Anselm empfand einigen Verdruß darüber, daß der Hauptmann ihm nicht völligen Beifall gegeben und vielmehr, wie ihm schien, die ästhetische Mißbilligung der sittlichen Billigung gegenüber in Schutz genommen hatte. Als er sich mit Meistern wieder allein befand, nahm er aus seinem Bücherbrette einen Band, schlug ihn vor seinem Gegner auf und sagte mit Gewicht: „Kant! den Namen werden Sie doch ehren."

„Wenn man auch in der neuesten Zeit die kantische Philosophie aufgegeben zu haben scheint," fuhr er erläuternd fort, „so werden doch die Verdienste des großen Man-

nes um die genauere Bestimmung des reinen Sittengesetzes zu allen Zeiten anerkannt werden müssen. Ihr Freund urtheilt über die Moralcompendien auf eine Art, daß es wohl der Mühe werth ist, Ihnen einige Achtung vor denselben einzuflößen. Die älteren Bücher darüber gebe ich auf. Aber eben seit Kant hat die Behandlung der Moral einen andern und bessern Geist bekommen und meines Wissens hat es noch Niemand gewagt, so mißbilligend, ja herabwürdigend darüber zu urtheilen."

„Lassen Sie den Kant ruhen," bat Wilhelm; „er ist uns beim Sophokles gewiß ungenießbar. Es war Coucy's Absicht wohl sicher nicht, die Moral und ihre Bearbeiter zu kränken. Er hat nur ihre entscheidende Autorität in dem eigenthümlichen

Felde der Poesie verneinen wollen." — „Gut," erwiederte Anselm; „hören Sie nur. Das allgemeine und höchste Sittengesetz, das, was Sie das innere, mit fester Treue befolgte Gesetz nannten oder nennen sollten, spricht Kant auf dreifach verschiedene, im Wesentlichen aber übereintreffende Weise aus. Nehmen wir nur eine."

Er las mit langsamer, nachdrücklicher Aussprache: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann."

„Nun?" sagte er, da Wilhelm schwieg. „Denken Sie sich dieses Gesetz als allgemein befolgt: kann es einen, nicht bloß glücklichern, kann es einen edlern Zustand

der ganzen Menschheit geben? Ist derjenige, welcher die höchste Anfoderung mit treuem Fleiße an sich zu erfüllen bemüht ist, ist er der Geringschätzung aus irgend einem Grunde werth? Und wenn Sie dennoch zugeben müssen, daß das ästhetische Gefühl solche Personen in allen Darstellungen verschmäht, ist es nicht als etwas dem ewigen Sittengesetze und dem Glück der Menschheit Gefährliches zu erkennen und zu verdammen?"

„Nie und nimmermehr!" zürnte Wilhelm dagegen. „Ihrem Kant und allen seinen Anhängern zum Trotz nimmermehr! Mag das alltägliche Maß des bewunderten Philosophen dem Hausbedarf des Lebens gerecht seyn; wer weiter nichts gethan hat und zu thun weiß, als was er zu thun

schuldig ist, was in gleichen Verhältnissen alle, auch die Schwächsten thun sollen und thun können, der ist für die Poesie immer nur noch ein unnützer Knecht. Personen, wie man sie leicht in jeder kleinen Stadt zusammen bringt, wenn man nur etwas Pedanterie und Sentenzenkram zumischt, die sind der Adel am Königshofe des Schönen wahrlich nicht! Aber nicht etwa, weil die Kunst ihre Sittenreinheit haßte. Nein, gerade seit Sie mit Ihrem Kant hervortraten, erkenne ich es klar: das Maß der Kunst ist ein größeres, es ist das kolossale. Da wo der Eid nicht etwa bloß die Pflichten des Unterthanen gegen die Obrigkeit an einem Exempel uns schulgerecht, mit allen Cautelen, der Reihe nach vormacht, sondern weit über alle Anfoderungen des Kant hinausgeht, da stellt er sich auf den Boden

der Poesie und spricht, alle Moralisten herausfodernd, sein: Jo so Ruy Diaz el Cid Campeador! Und wer wagt es, hervorzutreten und ihm über Ihren kantischen Grundsatz Vorlesungen zu halten? Wer legt nicht den Compendienmaßstab weg, um die untadeliche Vortrefflichkeit zu bewundern, die freilich nicht als Kopfgeld auf jeden Hausmann gelegt werden kann? Oder wo fehlt in irgend einer Brust das Gefühl für Camills und Epaminondas Edelmuth, für Toggenburgs Liebe, für Cordeliens kindliche Aufopferung, und wem kommt es doch bei, diese Größe zum Rekrutenmaße für alle Welt gebrauchen zu wollen? Das ist poetische Tugend, wenn man ja das vielleicht unpassende Wort gebrauchen will. Eben aber, weil sie nicht als allgemeine Uniform taugt, eben darum ist auch die be-

liebte Uniform, die sogenannte moralische Manier nichts nütze für die Poesie, für die ernste Kunst zu klein, für die komische zu gut, sind die darnach gemodelten Figuren überall in ihr nicht an ihrem Platze."

Wenn es noch zweifelhaft ist, was man oft wiederholt hat, daß der Mensch keine Macht wider die deutlich ausgesprochene Wahrheit habe, so konnte man diese wenigstens von Anselmus auf's bestimmteste behaupten. So wie es keine Wahrheit auf einem noch so entlegenen Felde des Wissens gab, deren Entdeckung ihn nicht gereizt hätte: so konnte auch keine Rücksicht auf eigene frühere Beschäftigungen, auf Vorurtheile seiner nächsten Umgebungen, kein Eigensinn des Streites, keine Furcht vor dem Scheine des Wankelmuths ihn

jemals abhalten, der neu gewonnenen Ueberzeugung augenblicklich zu folgen. Das bewährte er auch jetzt. Ohne durch seines Gastes lebhaften Widerspruch sich im mindesten gereizt zu zeigen, ging er nach einigen Erörterungen ganz zu seiner Meinung über. Und sogleich verwendete er sein Nachdenken, um dieselbe näher zu bestimmen, mit einer solchen Theilnahme, daß verschiedene seiner Sätze hier wohl eine Erwähnung verdienen möchten.

Es giebt ein für Alle passendes Maß sittlicher Leistungen, das nicht entbehrt werden kann, weil es eben das allgemeine ist, hinter welchem Niemand zurückbleiben sollte. Ihm zu genügen muß das Pflichtgefühl treiben; denn es ist Foderung. Und darin, daß Keiner ihm in allen Punkten genügt,

begründet sich die Behauptung der allgemeinen menschlichen Schuld.

Aber wenn jeder Mensch auch in Einzelheiten der allgemeinen Anfoderung nicht gleich kommt, so kann er doch ebenfalls in einzelnen Kräften ganz unzweifelhaft über jenes Maß hinausgehen. Der Gelehrte bildet sein Gedächtniß, der Denker seinen Verstand, der Musiker sein Taktgefühl höher, als es allgemeines Gesetz werden kann. Und wie im Erkennen, so giebt es auch in den verschiedenen Richtungen des Wollens eine Größe der Vaterlandsliebe, der Entsagung, der Freundschaft, des Muthes, der Aufopferung, die wirklich mehr leistet, als allgemeine Schuldigkeit, zu der nicht das Pflichtgefühl, sondern die Begeisterung Trieb und Kraft gab.

Diese das Gewöhnliche überragende Größe verdient eben darum jenen Lohn, welcher der gewöhnlichen Leistung des Schuldigen nicht gebührt. Und sie findet ihn in der freien Anerkennung der Kunst. Das Pflichtgefühl ist unfrei; denn es steht immer unter dem Gesetze und vermag sich nicht zur Begeisterung zu erheben. Diese aber ist frei, und wenn sie gleich ein Gesetz anerkennt, so ist es doch ein inneres, selbst erzeugtes, das Niemand berechtigt ist, für sie zum äußeren Gebote zu machen. Wer kann Winkelrieds Begeisterung mit der weit hinter ihr zurückbleibenden Pflicht verwechseln? Es war freier Wille, der über diese hinausging, und weil die Moralisten erstaunend schweigen, soll die Kunst sprechen: „Es ist schön!" — „So wäre uns also das Räthsel gelöset," sagte Wilhelm, „wie

in der poetischen Darstellung die gewöhnliche Tugend langweilt, ohne daß der reine Kunstsinn dadurch in den Verdacht eines Widerstreits gegen die sittliche Billigung fallen könnte. Vielmehr erscheint die Kunst als eine Gränznachbarin der Moral, die für jedes Volk national werden muß, wenn dasselbe nicht bloß im Frohndienste äußerer Gebote gehen, sondern über der gleichköpfichten Menge eine Schaar würdiger Repräsentanten sehen will, die, von innerer Begeisterung groß gezogen, sich kolossal vor das Urtheil der Nachwelt stellen."

Sie kehrten nun, vollkommen einverstanden, zu ihrem Sophokles zurück. Wilhelm ahnte zwar, daß ihm der Unterschied beider Maße, mit welchen das Gewissen und das ästhetische Gefühl messen, noch nicht deut-

lich geworden sey. Aber er war für jetzt zufrieden, die Unabhängigkeit der Kunst erkannt zu haben und betrachtete es als eine wichtige Lehre, die er sich tief einprägte, daß die Poesie der Moral weder entgegen arbeiten, noch sich unterordnen müsse. Zwischen beiden Irrthümern, glaubte er, habe der ächte Dichter, wie Orpheus durch die Symplegaden und Odysseus zwischen der Scylla und Charybdis in der gefahrlosen Mitte seine Bahn zu nehmen, und die beiden geliebten Tragiker erschienen ihm als das Zwillingsgestirn, das auch hier ihn am sichersten leiten werde.

Nachstehende Werke sind so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Geschichte der Urwelt.

In Umrissen

entworfen

von

J. F. Krüger,

Landbaumeister und Domaineninspector.

Erster Theil.

Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Inhalt:

Einleitung.

Geschichte der Urwelt. Erster Theil. Der Erdkörper.

Erstes Hauptstück. Der Weltenraum.

Erste Abtheilung. Das Leben im Allgemeinen.

Zweite Abtheilung. Das Leben im großen Weltenraum.

Dritte Abtheilung. Die Weltkörper.

A. Sonnenkörper.

B. Planetenkörper.

C. Kometenkörper.

Zweites Hauptstück. Der Erdkörper.

Erste Abtheilung. Muthmaßungen über das Entstehen des Erdkörpers.

I. Die Erde und die übrigen Weltkörper sind aus Urstoffen gebildet worden.

A. Die Urstoffe sind von einer ewigen Urkraft erschaffen.

(Lehren 1. der Hindu. 2. des Zendvolks. 3. der Aegypter. 4. der Phönizier. 5. der Juden. 6. der Griechen — Orpheus.)

B. Die Urstoffe sind gleichfalls ewig, wie die göttliche Urkraft, und wurden von ihr nur geordnet.

(7. Pythagoras. 8. Ekphantes. 9. Xenophanes. 10. Parmenides. 11. Anaxagoras. 12. Pherekydes. 13. Plato. 14. Aristoteles. 15. Zeno.)

C. Die Urstoffe ordnen sich selbst nach Naturgesetzen.

a. Entstehen der Erde aus dem Chaos.

(16. Phönizier. 17. Anaximander. 18. Strato.

19. Leucipp. 20. Democrit. 21. Epikur. 22. de Cartes.)
b. Entstehen der Erde aus dem Wasser.
(23. Budhaisten. 24. Aegypter. 25. Thales. 26. Berosus. 27. Burnett. 28. v. Gleichen. 29. Krüger. 30. Silberschlag. 31. de Luc.)
c. Entstehen der Erde aus der Luft.
(33. Anaximenes. 34. Archelaus. 35. Franklin. 36. le Grange. 37. v. Leonhard. 38. Laplace.)
d. Entstehen der Erde aus Feuer.
(39. Heraclid. 40. Breislak.)
e. Entstehen der Erde aus Licht und Aether.
(41. Herschel. 42. v. Strombeck. 43. Oken.)
II. Die Erde war früher kein Planet, sondern ein anderer Weltkörper.
A. Sie ist aus jungen Weltkörpern zusammengesetzt.
(44. ein Ungenannter.)
B. Die Erde war eine Sonne.
(45. v. Leibnitz. 46. de Maillet. 47. v. Büffon.)
C. Die Erde war ein Komet.
(48. Whiston. 49. Smithson — Tennant. 50. v. Gruithuisen.)
III. Die Erde hat einen geringen Anfang gehabt und sich selbst ausgebildet.
Zweite Abtheilung. Verschiedene Annahmen über die innere Beschaffenheit des Erdkörpers.
I. Ist das innere des Erdkörpers hohl oder dicht?

(1. v. Buffon. 2. Franklin. 3. Laplace. 4. Voigt. 5. Clairant. 6. Cleves. — Symmes. 7. Cormonts. 8. Chladni und Frauenhofer. 9. Halley. 10. Steinhäuser.)
II. Die Eigenschwere des Erdkörpers.
III. Sind organische Geschöpfe im Innern des Erdkörpers vorhanden?
Dritte Abtheilung. Langsames Ausbilden des Erdkörpers durch eigenthümliche planetarische Kräfte.
I. Stoffe des großen Weltenraums.
1. Elektrisch = galvanischer Stoff.
2. Licht.
II. Unwägbare Stoffe des Erdkörpers.
A. Ursprünglich einfache Stoffe. (Wärmestoff — Magnetischer Stoff.
B. Später entstandene Urstoffe. — (Sauerstoff — Wasserstoff — Kohlenstoff u. s. w.)
Drittes Hauptstück. Die Erdrinde.
Erste Abtheilung. Verschiedenartige Massen, aus denen die Erdrinde zusammengesetzt ist.
Zweite Abtheilung. Muthmaßungen über die allmählige Ausbildung der Erdrinde.
I. Durch unterirdisches Feuer.
(1. Roy. 2. Hooke. 3. Moro. 4. Hutton.)
II. Durch Wasser.
(5. Woodward. 6. de la Metherie. 7. v. Humboldt. 8. Kirwan. 9. v. Linné. 10. Werner. 11. Scheuchzer. 12. Pluche. 13. Halley — Klügel.)

III. Durch aufgestürzte Weltmassen.
(14. Gelpke.)
IV. Durch komische und planetarische Kräfte.
Dritte Abtheilung. Zeitfolge der Erdrindenbildung in großen Zeitabschnitten.
Erster Zeitraum. Zeit der Urgebirge — Planetarisches Leben.
I. Urfelsarten mit drei Bestandtheilen.
(1. Gneis und Granit. 2. Glimmerschiefer. 3. Steatit. 4. Sienit.)
II. Urfelsarten mit weniger als drei Bestandtheilen.
(A. Quarzreihe. 5. Quarzfels. 6. Urkieselschiefer. B. Glimmerreihe. 7. Urthonschiefer. 8. Urthonporphyr. C. Feldspathreihe. 9. Weißstein. 10. Urtrapp. 11. Serpentin. 12. Urkalk und Urgyps.)
Zweiter Zeitraum. Die Flötzzeit — Organisches Leben.
Erster Zeitabschnitt. Uebergangs-Gebirgs- oder Grauwacken-Bildung.
I. Gebirgsarten, ähnlich den Urgebirgen.
II. Wirkliche Flötzgebirgsarten.
(A. Kalkreihe. 1. Ueberg.-Kalk. 2. Ueberg.-Gyps. B. Kieselreihe. 3. Grauwacke. C. Thonreihe. 4. Ueberg.-Thonschiefer. 5. Thoneisenstein.
Zweiter Zeitabschnitt. Alter Kalk- und Sandstein.

I. Alpenkalk und rother Sandstein.

(A. Kalkreihe. 1. Alpenkalk. 2. Aelterer Gyps. B. Kieselreihe. 3. Alter Sandstein. 4. Alter Kohlensandstein. 5. Flötzporphyr. C. Thonreihe. 6. Aeltere Steinkohle. 7. Schieferthon.)

II. Jurakalk — und bunter Sandstein.

(A. Kalkreihe. 1. Jurakalk. 2. Rogenstein. 3. Schlottengyps und Steinsalz. B. Kieselreihe. 4. Bunter Sandstein. C. Thonreihe. 5. Jura-Steinkohle. 6. Gefärbte Thonlager. 7. Mergelschiefer. 8. Rigi-Conglomerat.

Dritter Zeitabschnitt. Muschelkalk- und Quadersandstein.

(A. Kalkreihe. 1. Muschelkalk. 2. Kreide. 3. Neuerer Flötzgyps. B. Kieselreihe. 4. Quadersandstein. 5. Neuer Kohlensandstein. C. Thonreihe. 6. Reiner Thon. 7. Thonmergel. 8. Stinkschiefermergel. 9. Jüngerer Schieferthon. 10. Neuere Steinkohle.)

Vierter Zeitabschnitt. Jüngste Flötzgebirge.

(A. Kalkreihe. 1. Kalktuff. 2. Kalkmergel. 3. Reiner Kalk. 4. Neuester Flötzgyps. 5. Süßwasserkalk. B. Kieselreihe. 6. Pläner Sandstein. C. Thonreihe. 7. Töpferthon. 8. Thonmergel. 9. Braunkohle. 10. Torf.)

Dritter Zeitraum. Aufgeschwemmtes Land Geistiges Leben.

(A. Kalkreihe. 1. Kalktuff und Tropfstein.

B. Kieselreihe. 2. Sand. C. Thonreihe. 3. Lehm. 4. Neueste Braunkohle. 5. Jüngster Torf.

Erster Zeitabschnitt. Zeit der Ruhe.

Zweiter Zeitabschnitt. Fluthenzeit.

Dritter Zeitabschnitt. Jetziges Festland.

Gott,

Unsterblichkeit, Wiedersehen.

Ein

Trost- und Andachtsbüchlein

für

Gebildete aus allen Ständen.

Enthaltend

eine heilige Blumenlese

aus den Werken

von

Klopstock, Wieland, Kleist, Tiedge, Voß, Seume, Kosegarten, Niemeyer, Heilmann u. a. m.

Dritte Auflage.

Preis: 1 Thaler.

Taschenbuch

für

trauernde und zagende Erdenwaller

oder

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Gesänge

von

Harms, Klopstock, Stolberg, Göthe, Schiller, Schreiber, Niemeyer, Jacobi u. a. m.

Preis: 1 Thaler.

Beim Verleger dieses sind auch folgende neue Romane erschienen und um beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Giftmischerin, die, oder die Geheimnisse des Grabes. Vom Verfasser des Romans: Ritter Golo der Grausame. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Hildebrandt, C., Fodor und Athanasia, oder die Schreckensnächte in den Qualgefängnissen der sieben Thürme zu Constantinopel. Ein Schaudergemälde aus dem gegenwärtigen Freiheitskriege der Griechen. Roman in 4 Theilen. 8. 4 Thlr.

Derselbe, die Geister der Schauerhöhle, oder das Wunderblümchen. 8. 1 Thlr.

Jacob Schwänzlein und die Seinen. Ein komischer Roman vom Verfasser der Mitternachtsglocke u. des Zweikampfs. 8.

Löwenburg, die, oder die Wunder des Heiligenbildes. Vom Verfasser des Benno von Rabeneck. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Meisters, Wilhelm, Tagebuch, als erste Beilage zu den Wanderjahren. 8. 1 Thlr. 4. Gr.

Desselben Wanderjahre, zweite Beilage; enthält: Gedanken einer frommen Gräfin. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Müller, H., die Gewalt der ersten Liebe. 2 Theile. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Derselbe, Hermann von der Heideburg oder der Eremit in der Waldklause. 8. 20 Gr.

Müller, H., Teufeleien in und außer dem Ehestande. Roman in 2 Theilen. 8.
1 Thlr. 20 Gr.

Novellenschatz des deutschen Volkes. Mit einem Vorwort vom Verfasser von Wilhelm Meisters Wanderjahren. Mit Ludwig Tiecks Bildniß. 8.
1 Thlr. 12 Gr.

Schulze, Ernst, die Tochter des Oceans. Roman. 8. 1 Thlr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm, 1793-1834

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Bd.: 3.

Quedlinburg [u.a.] (1822)

P.o.germ. 1106 q-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116537-8